Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung

November

Der beste Freund
aller Jungen und Mädel ist das gute Jugendbuch

Nr. 2 / 1937

Aufnahme: Piper

Des Führers Wort

Wenn Adolf Hitler, des deutschen Volkes Führer und Kanzler, spricht, dann folgen die Millionen seinen Worten und nehmen sie mit vollem Herzen in sich auf, tragen sie weiter hinaus in das Land, in die Welt und stehen zu des Führers Wort als seine Kämpfer und Soldaten.

Heute ist Deutschland unter Hitlers Führung zu einer Weltmacht geworden, die niemand mehr ungestraft demütigen und schmähen darf. Des Führers Wort gilt heute in der Welt; denn sein Wort ist der Wille des deutschen Volkes.

Sein Werk ist die nationalsozialistische Bewegung, an deren Sieg er von je mit heißem Herzen geglaubt. Mit ihr hat er Deutschland erobert und ihm den Weg freigemacht in eine bessere Zukunft. Mit unerschütterlicher Arbeitskraft und eiserner Energie schuf er aus einer kleinen sechs Mann starken Gruppe diese große Bewegung, die am 8. und 9. November 1923 zum ersten Male mit stürmischer Hand nach dem Staatsruder griff, um es einer unfähigen Regierung von Landesverrätern und Feiglingen aus den Klauen zu reißen. Die erste nationalsozialistische Erhebung scheiterte an dem Verrat bürgerlich-nationaler Bundesgenossen, die ihr Wort brachen und die Freiheitskolonnen der jungen Bewegung vor der Feldherrnhalle in München zusammenschießen ließen.

Sechzehn deutsche Männer verbluteten vor den Stufen der Feldherrnhalle. Viele wurden verletzt. Die Führer der nationalen Erhebung aber wurden vor das Gericht gezerrt und zu Festungshaft verurteilt.

Vor Gericht hielt Adolf Hitler seine große Abrechnung mit den Novemberverbrechern. Seine Rede hat heute geschichtliche Bedeutung, denn schon damals rief Hitler in dieser Stunde tiefster Not seinen Anklägern ins Gesicht: „Wir werden siegen!"

So stark war er im Glauben an seine Idee und seine Kämpfer, daß er ungebeugt und offen seinen Gegnern diese Siegesgewißheit entgegenschrie.

„Wir haben nichts Unrechtes getan. Wir taten nur unsere Pflicht. Unsere Bewegung wurde gegründet, um in zwölfter Stunde das Schicksal für Deutschland zu wenden."

Hitlers Bericht über die Ereignisse an der Feldherrnhalle waren eine einzige Anklage gegen die, die ihn vor das Gericht riefen, um ein Urteil über ihn und seine Kameraden zu fällen. „An der Ludwigsbrücke haben uns die absperrenden Mannschaften, die tief erschüttert und ganz gebrochen waren, durchgelassen. Hinten wurden von Leuten, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, Rufe laut, man sollte die Kerle niederschlagen. Wir haben gerufen, es bestehe kein Grund, den Leuten etwas zu tun.

Wir marschierten weiter zum Marienplatz. Die Gewehre waren entladen. Die Begeisterung war unbeschreiblich. Ich mußte mir sagen: Das Volk ist hinter uns, es läßt sich nicht mehr trösten mit lächerlichen Beschlüssen. Es will die Abrechnung mit den Novemberverbrechern, das Volk, soweit es noch Sinn hat für Ehre und Menschenwürde und nicht für Sklaventum.

Vor der Residenz ließ uns ein schwacher Polizeikordon hindurch. Dann trat vorne eine kurze Stockung ein, und es fiel ein Schuß. Ich hatte das Gefühl, es war kein Pistolen-, sondern ein Gewehr- oder Karabinerschuß.

Gleich danach krachte eine Salve. Ich hatte das Gefühl, links einen Steckschuß erhalten zu haben. Scheubner-Richter stürzte, ich mit ihm. Ich habe mir dabei den Arm ausgedreht und zog mir im Sturz eine weitere Verletzung zu.

Ich lag nun wenige Sekunden und versuchte mich sofort wieder aufzurichten. Es fiel noch ein Schuß aus dem kleinen Gäßchen hinter dem Preysingpalais. Rings um mich lagen Tote. Vor mir war die Landespolizei im Anschlag. Weiter rückwärts standen Panzerautos. Meine Leute waren 70 bis 80 Meter zurück. Ludendorff konnte ich nicht mehr sehen. Ein großer Herr mit schwarzem Mantel, mit Blut besudelt, lag halb zugedeckt am Boden. Ich hatte die Überzeugung, das sei Ludendorff.

Es fielen noch einige Schüsse von der Residenz heraus und von der Gasse beim Preysingpalais und vielleicht auch noch von unseren Leuten einige verirrte Kugeln. Von dem Platz beim Rentamt fuhr ich nach auswärts. Nachts wollte ich mich zurückführen lassen. Einige Tage später stellte sich in Uffing heraus, daß ich einen Gelenkbruch und einen Schlüsselbeinbruch erlitten habe. Ich war in diesen Tagen von körperlichen und seelischen Schmerzen niedergeworfen, schon deshalb, weil ich glaubte, daß Ludendorff tot wäre.

In Landsberg erhielt ich die ersten Zeitungen. Ich las dort die Behauptung von einem Wortbruch, daß ich Herrn v. Kahr das Wort gegeben hätte, niemals etwas zu unternehmen, ohne ihn zu verständigen, daß ich dieses Versprechen noch am 6. November abends gegeben hätte. Ich stand da als vollständig ehrloser Schuft. Es ist das Schamloseste, daß Männer, die die ganze Zeit mit uns gearbeitet haben, jetzt, da wir uns nicht wehren konnten und zum Teil seelisch gebrochen waren, mit solchen Lügen gegen uns aufgetreten sind. Ich habe nie Herrn v. Kahr ein solches Wort gegeben. Ich habe gesagt: „Ich stehe loyal hinter Ihnen, ich werde nichts gegen Sie unternehmen." Ich sagte schließlich: „Wenn Sie sich nicht entscheiden, dann halte ich mich in meinen Entschlüssen nicht gebunden."

Als dieser Verleumdungsfeldzug im Laufe der nächsten Tage weiterging und einer nach dem anderen in Landsberg eingeliefert wurde, von denen man wußte, daß es ihre einzige Schuld war, zu unserer Bewegung zu gehören, da faßte ich den Beschluß, mich zu verteidigen und zu wehren bis zum letzten Atemzug. Ich bin in diesen Gerichtssaal getreten, nicht um etwas abzuleugnen oder die Verantwortung abzulehnen. Ich protestiere dagegen, daß Herr von Kriebel die Verantwortung, wenn auch nur für die militärischen Vorkehrungen, übernimmt. Ich trage die Verantwortung ganz allein, erkläre aber eines: Verbrecher bin ich deshalb nicht, und als Verbrecher fühle ich mich nicht.

Ich kann mich nicht schuldig bekennen, aber ich bekenne mich zur Tat. Es gibt keinen Hochverrat gegen die Landesverräter von 1918. Es ist unmöglich, daß ich Hochverrat begangen habe, denn der kann nicht liegen in der Tat vom 8. und 9. November, sondern nur in der Gesinnung und im Handeln während der ganzen Monate vorher. Wenn ich aber wirklich Hochverrat begangen haben sollte, dann wundere ich mich, nicht die Herren neben mir zu sehen, gegen die der Staatsanwalt verpflichtet wäre ebenfalls Anklage zu erheben, die mit uns die gleiche Tat gewollt, sie besprochen und bis ins kleinste vorbereitet haben, was dann unter Ausschluß der Öffentlichkeit näher dargelegt werden kann. Ich fühle mich nicht als Hochverräter, sondern als Deutscher, der das Beste wollte für sein Volk."

Adolf Hitler wußte, daß er und alle, die zu ihm gestanden, zu Festungshaft verurteilt werden würden. Das hinderte ihn aber nicht, seinen ungebeugten Siegeswillen und Glauben an

die Zukunft des Nationalsozialismus den Anklägern entgegen zu schleudern. Er stand zu seiner Tat, weil er der Überzeugung war, im Recht zu sein und weil er wußte, daß er nur seine Pflichten als Deutscher erfüllt habe.

„Wir sind der Strafe verfallen", stellte er in seiner Rede vor den Richtern fest, „weil das Unternehmen mißlungen ist.

Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre mißlungen dann, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte: Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind auf dem Gewissen.

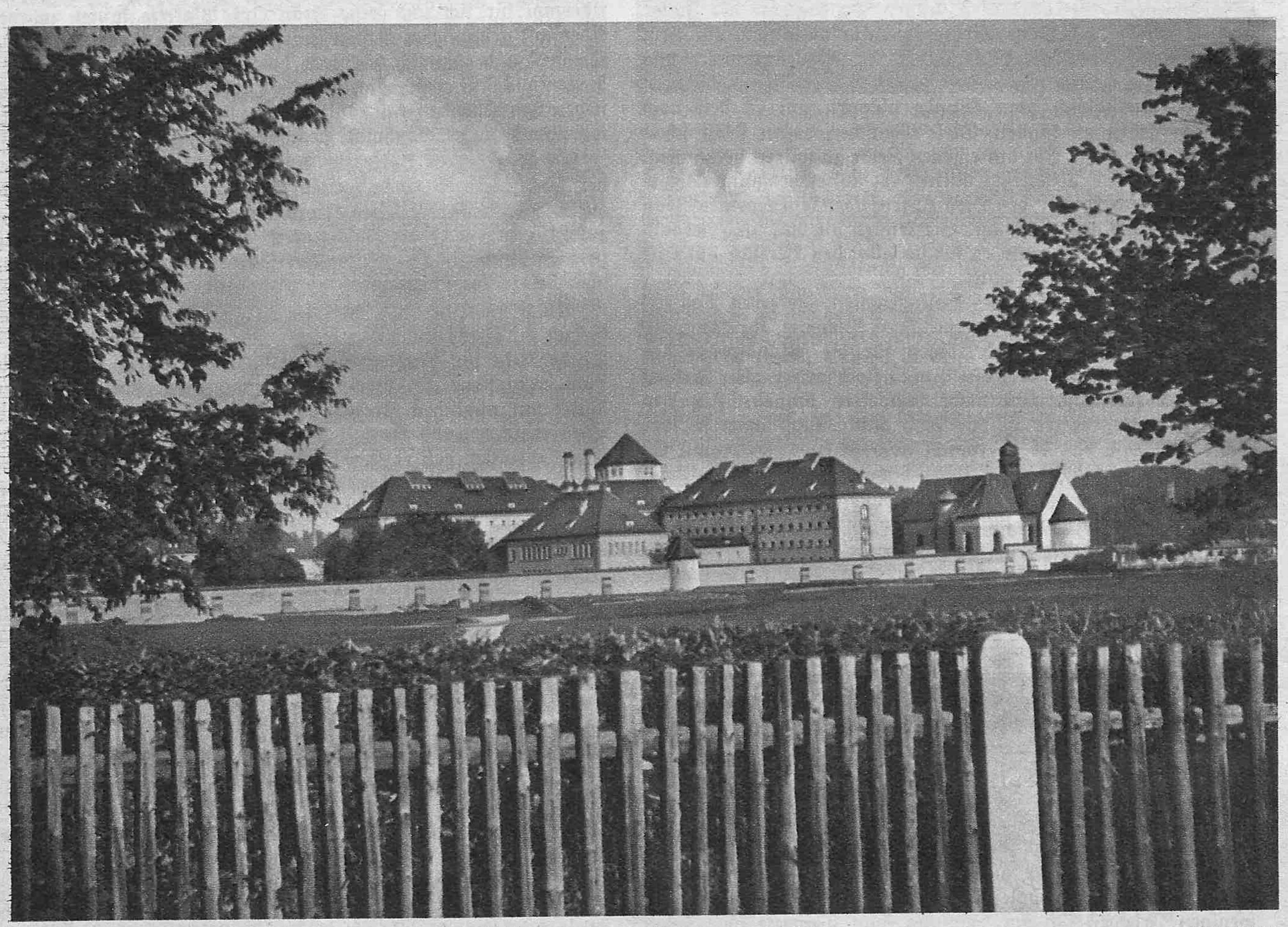
Aber das darf ich versichern, es ist keine Mutter gekommen. Im Gegenteil. Tausende andere sind gekommen und haben sich in unsere Reihe gestellt. Von den jungen Männern, die gefallen sind, wird es dereinst heißen, wie es am Obelisk zu lesen ist: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung." Das ist das sichtbare Zeichen des Gelingens des 8. November, daß in seiner Folge die Jugend sich wie eine Sturmflut erhebt und sich zusammenschließt. Das ist der größte Gewinn des 8. November, daß er nicht zur Depression geführt hat, sondern dazu beitrug, das Volk aufs höchste zu begeistern. Ich glaube, daß die Stunde kommen wird, da die Massen, die heute mit unserer Kreuzfahne auf der Straße stehen, sich vereinen werden mit denen, die am 8. November auf uns geschossen haben."

In seiner Schlußrede trat der Führer des Nationalsozialismus fest und hart vor den Richterstuhl und schrie ihnen trotz aller Rückschläge und Mißerfolge seinen Glauben ins Gesicht: „Die Armee, die wir herangebildet haben, die wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schneller. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommt, daß diese wilden Scharen zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern, die Regimenter zu Divisionen werden, daß die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird, daß die alten Fahnen wieder voranflattern, daß dann die Versöhnung kommt beim ewigen letzten Gottesgericht, zu dem anzutreten wir willens sind. Dann wird aus unseren Knochen und aus unseren Gräbern die Stimme des Gerichtshofes sprechen, der allein berufen ist, über uns zu Gericht zu sitzen. Denn nicht Sie, meine Herren, sprechen das Urteil über uns, das Urteil spricht das ewige Gericht der Geschichte, das sich aussprechen wird über die Anklage, die gegen uns erhoben ist. Ihr Urteil, das sie fällen werden, kenne ich. Aber jenes Gericht wird uns nicht fragen: Habt ihr Hochverrat getrieben oder nicht? Jenes Gericht wird über uns richten, über den Generalquartiermeister der alten Armee, über seine Offiziere und Soldaten, die als Deutsche das Beste gewollt haben für ihr Volk und Vaterland, die kämpfen und sterben wollten. Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichtes der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwaltes und das Urteil des Gerichtes zerreißen; denn sie spricht uns frei!"

Kurze Zeit darauf verkündete das Gericht sein Urteil. Hitler und seine Getreuen wurden zu Festungshaft verurteilt.

In der Festung Landsberg am Lech schrieb der Führer sein Werk „Mein Kampf". Als er im Dezember 1924 die Festungshaft hinter sich gebracht, begann er mit dem Neuaufbau seiner Bewegung und führte sie, so wie er in seinem Worte bei der Schlußrede vor den Richtern verkündet hatte, zum Siege.

—g—



Festung Landsberg am Lech

Nach dem 9. November 1923 waren Adolf Hitler und seine engsten Vertrauten hier in Haft gesetzt.
Der Führer schrieb in dieser Festung sein Buch „Mein Kampf"

Aufn.: Schert

Du und das Winterhilfswerk

Auch das Winterhilfswerk 1937/38 wird die Jugend wieder in der vordersten Front des Kampfes gegen die Not sehen, die der Winter über unsere ärmeren Volksgenossen bringt. Und die Jugend wird es wieder sein, die dafür sorgen wird, daß die sozialistischen Aufgaben und Forderungen unserer großen Volksgemeinschaft von jedem einzelnen erfüllt werden. Wer sich diesen Pflichten verschließt und nicht bereit ist, von sich aus sein Teil zur Linderung der Not beizutragen, kann nicht zu der großen Gemeinschaft unseres Volkes gezählt werden. Es ist aber auch nicht damit getan, von Zeit zu Zeit einen Beitrag in Form eines Almosens zu leisten. Hier werden keine Almosen und milden Gaben verteilt, hier muß jeder wirklich opfern.

Es ist ein Almosen, wenn ein begüterter Volksgenosse oder ein Volksgenosse mit einem hohen Einkommen oder hohem Gehalt einen so kleinen Betrag in die Spendenlisten des WHW. einträgt, wie ihn jeder Handarbeiter zu opfern bereit ist. Wieviel geben solche Leute oft für ihre kleinen Freuden, für Luxusgegenstände oder für andere Sachen aus, die ihrer rein persönlichen Befriedigung dienen. Wenn aber die Männer und Frauen vom WHW. kommen und ihre Spendenlisten vorlegen, dann kann man oft nur den Kopf schütteln, wie wenig Verständnis für dieses größte sozialistische Hilfswerk unseres Volkes aufgebracht wird. Ihnen würde es bestimmt nichts ausmachen, wenn sie den dreifachen oder fünffachen Betrag einzeichnen würden.

Es ist aber ein Opfer, wenn ein einfacher Arbeiter mit einer großen Familie nur wenige Groschen in die Spendenlisten einzeichnet. Hier wird die freiwillige Spende wirklich als Opfer empfunden, denn was hätten diese Volksgenossen sich vielleicht alles für diesen Betrag kaufen können. Da brauchte der Junge oder das Mädel ein Paar Strümpfe, dafür hätte man ein Brot mehr kaufen können, um all die hungrigen Mäuler einmal richtig sattzubekommen. Und es gibt noch tausend andere Dinge, die man sich hier buchstäblich vom Munde abspart, um es den noch Ärmeren geben zu können. Diese Menschen haben selbst schon öfter als einmal die Not am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Sie wissen, was es heißt, mitten im kältesten Winter ohne Feuerungsmaterial für den Ofen zu sein oder kein warmes Zeug zu haben, keine heilen Schuhe. Sie kennen die Not, und deshalb geben sie gerne, auch wenn es für sie selbst den Verzicht auf eine eigene Annehmlichkeit bedeutet.

Es ist ein Almosen, wenn Volksgenossen, die jeden Tag ihr Stück Fleisch im Topf haben und ihren Pudding, ihr Kompott, ihre Suppe und ihr Stück Kuchen für die Pfundspende des WHW. im Höchstfall noch ein Pfund steinharter, alter Erbsen geben, die sie selbst nicht mehr verwerten können. Für den ärmeren Volksgenossen ist das noch gut genug, sagen sie, der könne froh sein, daß er überhaupt noch so etwas bekommt. Es sollte aber ja niemand wagen, ihnen etwa dergleichen vorzusetzen. Sie sorgen erst einmal für sich. Und was sie dann nicht mögen, das verschenken sie dann mit einer großen Geste, als hätten sie gleich hundert Mann gespeist. Sie haben bestimmt noch keine Not gelitten. Sie wissen nicht, was es heißt, vor einem leeren Topf zu sitzen und die Kinder hungern zu sehen.

Es ist aber ein Opfer, wenn ein kleiner Angestellter mit einer großen Familie ein Pfund Mehl und auch noch ein Pfund Zucker gibt. Er könnte es sicher selbst gebrauchen. Aber er gibt es gerne, denn er weiß, daß er anderen damit eine große Freude bereitet.

Es ist ein Almosen, wenn am Eintopfsonntag eine Familie, die sonst gewohnt ist mindestens drei Gänge zu essen und dafür etliche Mark ausgibt, für die Eintopfspende schon fünfzig Pfennig als eine große Gabe betrachtet. Vielfach essen sie selbst nicht einmal Eintopf, sondern kochen und schmoren hinter verschlossenen Türen ihren Braten und ihre Suppe.

Es ist aber ein Opfer, wenn eine Familie am Eintopfsonntag wirklich Eintopf ißt, obgleich sie selbst auch nur als eine ihrer wenigen Freuden sich am Sonntag sonst vielleicht noch einen Pudding leistet. Wenn diese Familie zwei Mark gibt, so ist das für sie ein Opfer, denn sie verzichtet bewußt auf eigenes, besseres Essen und gibt außerdem noch für andere, obgleich sie selbst nicht mit Gütern gesegnet ist.

Es ist nicht einmal ein Almosen, wenn Volksgenossen für die Kleidersammlung der Winterhilfe zerrissene Strümpfe und Kleider geben oder schmutzige und gestopfte Unterwäsche. Das kann man nur als eine Frechheit bezeichnen, als eine bewußte Nichtachtung des anderen Volksgenossen und als Beleidigung. Solches Zeug gehört bestenfalls zum Lumpenhändler. Auch der ärmere Volksgenosse soll anständig gekleidet gehen. Und gerade für den Winter braucht er warmes Zeug, einen warmen Mantel, warme Unterwäsche und Strümpfe. Wieviele Leute gibt es, die einen noch ganz guten Anzug im Schrank hängen haben, ihn aber nicht mehr anziehen oder bestenfalls alle Monat einmal im Hause tragen. Warum wird der nicht dem WHW. gegeben? Das würde nicht einmal ein Opfer sein, der Anzug wird ja gar nicht vermißt, er hängt völlig nutzlos im Schrank.

Es bedeutet aber ein Opfer für eine Witwe, die selbst noch einige Kinder zu versorgen hat, wenn sie für das WHW. eine wollene Jacke gibt, die sie gern noch im Hause getragen hätte. Es ist auch ein Opfer, wenn diese Witwe einen Anzug ihres verstorbenen Mannes hervorholt und dem WHW. gibt. Der älteste Sohn hätte davon einen neuen gearbeitet bekommen können oder im Notfall hätte auch der Kleiderhändler noch etwas dafür gegeben. Wie gut hätte die Frau das Geld gebrauchen können. Für sie ist es ein fühlbares Opfer.

Es wäre wirklich nur ein Almosen, wenn ein Volksgenosse mit gutem Einkommen bei den Straßensammlungen des WHW. jedesmal für sich und seine Frau eine Plakette kaufen würde. Aber mit grimmigem Gesicht geht er an solchen Tagen durch die Straßen und läßt sich höchstens herab, zu sagen: „Hab' schon!" Bestenfalls läßt er sich eine Plakette „aufdrängen", aber für seine neben ihm gehende Frau kauft er dann bestimmt keine mehr. Das wäre doch zuviel. Nochmal zwanzig Pfennig zu „opfern"!

Es ist aber ein Opfer für einen Arbeiter oder Angestellten, der jeden Morgen einen weiten Weg zu Fuß zur Arbeitsstelle zurücklegen muß, weil sein Einkommen keine Straßenbahnfahrt zuläßt, wenn er in die Tasche greift und seine zwanzig Pfennig in die Sammelbüchse steckt. Ihm fällt es nicht leicht, auch nur diese beiden Groschen entbehren zu müssen.

Welch ein lächerliches Almosen ist es, wenn Leute mit gutem Gehalt für die Weihnachtsgabensammlung des WHW. ein halbes Pfund Keks für höchstens fünfzig Pfennig geben. Könnten sie nicht wenigstens zu Weihnachten einmal ein schönes, großes Paket mit nützlichen Sachen und mit kleinen Schleckereien mit Liebe einpacken und wenigstens auf diese Weise auch ihren Dank dafür ableisten, daß es ihnen vergönnt ist, ein sorgenfreies Auskommen zu haben! Aber hierfür haben sie kein Verständnis.

Es ist aber schon ein kleines Opfer, wenn eine Familie, die sicher nicht mit Gütern gesegnet ist und selbst nur knapp von einen Tag in den anderen zu leben hat, für die Weihnachtsgabensammlung des WHW. ein kleines Päckchen zusammenstellt und schön verpackt. Da sind vielleicht ein Paar Handschuhe drin, die man selbst hätte gebrauchen können, eine Dose Konserven und schönes warmes Unterzeug. Dazu auch noch eine Tüte mit Leckereien. Jetzt sieht ihr Weihnachtstisch ein wenig leer aus. Aber sie wissen, daß irgendwo Menschen sind, die jetzt ihr Päckchen öffnen und denen die Freude darüber aus den Augen leuchtet. Sie sind nicht vergessen! — Einige kleine Beispiele nur, wie wir sie alle tagtäglich erleben. Ist es nicht etwas Schönes und Großes in unserer Gemeinschaft, füreinander sorgen zu können! Es ist eine freiwillige Pflicht jedes einzelnen von uns, diesen sozialistischen Gedanken immer weiterzutragen. Jeder muß sich an seinem Platz für das Gelingen einsetzen. Und jeder Junge, jedes Mädel kann sein Teil dazu beitragen. Überall kann geholfen werden. Nun denke jeder einmal darüber nach, ob er nicht auch noch etwas mehr tun könnte. Hier hat jeder seine Pflicht zu tun!



Aufnahme: Scherl

„Helft den Hungernden, gebt den Frierenden!"

Eissturm über Spitzbergen

Wilhelm Filchners erste Expedition in die Arktis

Draußen im Fjord vor Tromsö lag der große Touristendampfer „Blücher" vor Anker. Barkassen fuhren eilig hin und her. An Land herrschte lebendiges Treiben, Sprachengewirr, Lachen und Schelten, ein buntes Bild dieser Hafenstadt im nördlichsten Norwegen. Heute hatte aber dieses Städtchen noch ein ganz besonderes Ereignis. Von hier aus begaben sich sechs Männer auf eine Expedition nach Spitzbergen, das auf Schneeschuhen durchquert werden sollte. Unter ihnen befand sich der deutsche Forscher Filchner. Jetzt wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Pelze, Schlafsäcke, Zelte, Proviant und vieles andere mußte noch ausgesucht, gekauft und verpackt werden. Obgleich schon vor Monaten alle Einzelheiten genau durchdacht waren und die Bestellungen frühzeitig gemacht wurden, blieb jetzt doch noch vielerlei zu erledigen.

An Bord des „Blücher" war alles gespannt. Eine richtige Expedition sollte man zu sehen bekommen! Das war ein Ereignis für all diese Weltenbummler und Urlaubsreisenden, das man nicht jeden Tag zu sehen bekam. Bald standen die lappländischen Ponys der Expedition und der sibirische Wachhund „Björn" im Mittelpunkt des Interesses, und jeder der Passagiere mußte zumindest einmal diese Tiere bestaunt und bewundert haben. — Schon nach kurzem Aufenthalt lichtete der „Blücher" wieder seine Anker, und nordwärts ging es durch den Lyngenfjord dem Nordkap zu, dem Endziel aller Norwegenreisenden. In Hammerfest nahmen die Forscher Abschied vom Festland. Hier umbrandete sie noch einmal der ganze Trubel des internationalen Reisepublikums, Musik, Tanz und ausgelassenste Fröhlichkeit der Ferienreisenden aus aller Herren Länder.

Aber schon der erste Vorstoß in Richtung auf Spitzbergen war zum Scheitern verurteilt. Riesige Treibeisblöcke verhinderten jedes Durchkommen. Das konnte ja nett werden! Auch ein Versuch, die gefährliche Treibeiszone zu umfahren, mißlang. Dieses frühe Vordringen der Eismassen war ein in dieser Jahreszeit höchst seltenes Ereignis. Da blieb nur noch eine Möglichkeit: Zurück nach Tromsö!

Mit dem schwedischen Dampfer „Aolus" gelang es schließlich nach großen Schwierigkeiten, den Bereich des Treibeises zu umschiffen. Bald war die Bäreninsel passiert, und allmählich kam Spitzbergen in Sicht. Der letzte Tag wurde von den Expeditionsteilnehmern benutzt, um nochmals die Schlafsäcke, Zelte, Schlitten und den Proviant nachzusehen und die letzten Mängel zu beseitigen. — So konnte dann endlich, nach einem wenig verheißungsvollen Beginn, Spitzbergen doch noch in diesem Jahr erreicht und die Durchquerung der Insel verwirklicht werden. Aber noch einmal spielte die Natur am letzten Tag einen Streich. Dichte Nebelwände stiegen plötzlich auf und verhinderten jede Sicht. Es war unmöglich, bei diesem Wetter in die gefährlichen Eisfjorde einzufahren.

Doch schon nach wenigen Stunden teilten sich die Nebelmassen, und im Schein der Mitternachtssonne konnte der „Aolus" in die Safebai einfahren. Ein Gletscher von gewaltiger Breite schiebt hier seine Eismassen ins Meer, und unter donnerähnlichem Getöse stürzen riesige Eisblöcke nieder, die alles zermalmen, was ihnen in den Weg kommt.

Nach einem Abstecher in die von Touristendampfern vielbesuchte Adventbai erreichte man schließlich die Tempelbai. Hier sollte die Expedition ihren Ausgang finden. Vor den riesigen Wänden der Eismassen des v. Post-Gletschers warf der „Aolus" Anker. — Die Boote wurden losgemacht, alle Kisten und Schlitten verpackt, und mit kräftigen Ruderschlägen ging es dem nahen Land zu. Da erlebten die Forscher aber schon die erste Überraschung. In der klaren Luft Spitzbergens wurden alle Schätzungen der Entfernungen über den Haufen geworfen.

Da standen nun die Forscher in der unendlichen Eiswüste und waren allein auf ihre Kraft, ihren Mut und ihre Geistesgegenwart gestellt. Jede Verbindung mit der übrigen Welt war abgeschnitten.

Welche unendlichen Schwierigkeiten und Gefahren überstanden werden mußten, war noch gar nicht abzusehen. Man durfte vor allem keine Zeit verlieren, um noch rechtzeitig wieder zur Adventbucht zurückzukommen, da man sonst Gefahr lief, den letzten Dampfer zur Rückfahrt zu versäumen.

Es wurde beschlossen, den Aufstieg sofort zu beginnen. Der Gletscher schien auf der einen Seite eine ziemlich glatte Oberfläche zu haben, und so hoffte man, recht schnell vorwärts zu kommen. Je drei Mann zogen einen Schlitten. Bald mußte man jedoch feststellen, daß der Gletscher ziemlich zerklüftet war. Immer wieder mußten sich die Männer anseilen, und alle sechs hatten genug zu tun, erst mal nur einen Schlitten eine Strecke vorwärts zu bringen. Damit man in dem völlig unübersichtlichen Gelände nicht die Spuren verlor, wurde der Weg mit Schneeschuhen und Eispickeln abgesteckt, bis auch der zweite Schlitten herangeschafft worden war. Die Spalten mehrten sich von Schritt zu Schritt. Erst nach mühseligem Suchen wurden Übergänge über die vielen Hindernisse gefunden. Schmelzwasser haben tiefe und scharfe Rillen in das Eis geschliffen. Teilweise sind die Spalten von Schneemassen verweht. Gefährliche Schneebrücken mahnen immer wieder zur Vorsicht. Diese tückischen Übergänge sind schon manchem Forscher zum Verhängnis geworden.

Schließlich wird ein Lager auf einem massiven Eisblock aufgeschlagen und zwei Mann werden erst einmal zur weiteren Erkundung des Geländes ausgeschickt. Plötzlich steigen dichte Nebelmassen auf und rücken immer näher. Das hatte ja gerade noch gefehlt. Jede Sicht wurde versperrt. Wie sollten die beiden nur wieder den Rückweg finden. Es verging eine bange Zeit. Endlich tauchen in der milchigen Schicht die Schatten zweier Gestalten auf. Mit großem Hallo wurden die Kameraden empfangen. Sie hatten kleine Zeichen und Marken im Eis benutzt, um den Rückweg zu finden. Man mußte also in Zukunft noch weit vorsichtiger zu Werke gehen. Menschenleben, Schlitten und Gepäck durften nicht verlorengehen. Die ganze Expedition wäre sonst zusammengebrochen.

Alle waren schon völlig durchnäßt. Immer wieder rutschte einer aus und fiel in die wassergefüllten Eislöcher. Es hatte kaum noch Zweck, bei einem Lager das Zeug zum Trocknen aufzuhängen. Dann ging es weiter. Drei Mann ziehen jetzt wieder einen Schlitten. Eine Zeitlang geht es ziemlich schnell vorwärts. Aber bald sollte das Verhängnis nahen. Der Abstand zwischen den Schlitten vergrößerte sich zusehends. Das mochte daran liegen, daß die zerklüfteten Eismassen schon auf kürzeste Entfernung die Sicht ungeheuer erschwerten. Erst nachdem eine größere Erhebung erklommen war, konnte eine Sichtverbindung hergestellt werden. Es dauerte jedoch nur eine kurze Zeit und der andere Schlitten war in einer neuen Spalte verschwunden. Über 1½ Kilometer konnte man wohl die Spuren im Eis verfolgen; plötzlich hörten sie aber auf. Die Spalten mehrten sich wieder in starkem Maße. Ein wildes Chaos von Eisblöcken und hohen Schuttmoränen verhinderten fast jedes Fortkommen. Wieder wird ein großer Eisklotz erklommen, in der Hoffnung, von oben den anderen Schlitten entdecken zu können. Das unsichtige Wetter verhinderte aber die Aussicht. So blieb nichts anderes übrig, als ein Lager aufzuschlagen und die Nacht abzuwarten. Eiskalter Wind und Nebel lassen die drei Zurückgebliebenen selbst in den dicken Schlafsäcken erzittern. Der Spirituskocher ist auf dem ersten Schlitten, und so kann man nicht einmal ein warmes Essen bereiten. Das Krachen des Gletschereises läßt die Kameraden immer wieder im Schlaf auffahren. Waren das Signalschüsse? Nein, nichts!

Am nächsten Morgen beginnt erneut die Suche mit den Ferngläsern. Jede Spalte, jedes Feld wird abgesucht. Nichts!

Die Unruhe wächst von Minute zu Minute. Da, ganz hinten in einer Gletscherspalte ein dunkler Punkt! Das müssen sie sein! Der Schlitten muß abgestürzt sein und seine Begleiter mit sich gerissen haben. Aber wo ist denn der Hund, der müßte doch wenigstens zu sehen sein. Alles weitere Suchen ist vergeblich! Es wird beschlossen, den verunglückten Kameraden sofort zur Hilfe zu eilen. Der Schlitten wird zurückgelassen, nachdem er genügend befestigt worden war. Schon wird der Abstieg begonnen. Plötzlich stößt einer einen Jubelruf aus. „Dort, dort ostwärts!" Tatsächlich, drei winzige Pünktchen bewegen sich mit ziemlicher Schnelligkeit vorwärts. Da die Gewehre auf dem Schlitten zurückgelassen worden waren, konnten keine Signalschüsse abgegeben werden. So schreien alle aus Leibeskräften. Vergeblich! Sie sind noch nicht entdeckt worden. Schließlich werden große Tücher geschwenkt;

doch alles vergeblich! Da verschwinden die drei Pünktchen wieder in einer Eiswelle. Das waren schlimme Stunden. Was sollte nun geschehen? Endlich wurde das Ausharren dennoch belohnt. Die drei Punkte tauchten wieder auf. Sie schienen ein Stück näher gekommen zu sein. Deutlich konnte man die anderen drei unterscheiden. Hatten sie das Tuchsignal gesehen? Ja, man konnte es erkennen. Sie waren stehengeblieben und wiesen herüber. Nach großer Mühe erreichten sie ihre Kameraden. Alle waren wohlauf und unverletzt.

So verging fast kein Tag ohne neue Schwierigkeiten von ungeahnten Ausmaßen. Erst nach vielem vergeblichen Umherirren gelang es, den ersten Schlitten wiederzufinden, der zurückgelassen worden war. Schneeverwehungen, eisige Stürme, Nebel und Eismassen zeigten hier die Natur in ihrer ganzen Stärke und wilden Macht. Unendliche Flächen Eis, Eis und wieder Eis!

Auf der Höhe der Wasserscheide, zwischen der West- und Ostküste, wurde ein Zentrallager eingerichtet. Hier verblieben die Schlitten und der größte Teil des Proviants und zwei Mann der Expedition. Filchner und drei seiner Kameraden wollten einen Gewaltmarsch zur Ostküste antreten, die nicht mehr allzu weit war. Neben den erforderlichen Meßinstrumenten wird nur der notwendigste Proviant mitgenommen. Jeder hatte ungefähr fünfzig Pfund zu schleppen. Bei dem schwierigen Gelände eine außerordentliche Last. Die Abfahrt begann auf Schiern. In sausender Fahrt ging es gen Osten. Dann begann wieder das Gebiet der Spalten mit ihren tausendfältigen Gefahren. In Abständen von zehn Metern seilten sich die Männer an. So wurde Spalte auf Spalte überwunden. Es ging ziemlich schnell vorwärts. Bald wurde das Gelände wieder eben. Auf Schneeschuhen ging es weiter zu Tal. Alles ging soweit gut.

Über siebzehn Stunden waren die Männer bereits unterwegs. Das war keine Kleinigkeit! Da kam plötzlich einer zu Fall und stürzte in einen Gletscherbach! Filchner eilte sofort zur Hilfe. Das Fußgelenk schien gebrochen zu sein. Der Arzt war etwas abseits. Man mußte ihn erst suchen. Mit großer Sorge verfolgten alle das Abschnüren des Stiefels. Was sollte nur jetzt werden! Ein Transport des Verletzten wäre unmöglich gewesen. Filchner hatte bereits mit dem Arzt besprochen, welche Schritte im schlimmsten Fall überhaupt zu unternehmen waren. Allen fiel eine Zentnerlast vom Herzen, als sich herausstellte, daß es sich nur um eine Verstauchung handelte. Wenn auch die Aussichten für den Rückmarsch nach den über siebzehnstündigen Strapazen nicht gerade günstig waren, so konnte man doch wenigstens wieder hoffen. Die Situation wurde allerdings dadurch kritisch, als nur für zwei Tage Proviant mitgenommen worden war.

Aber mit bewundernswertem Mut biß der Verletzte die Zähne aufeinander und begann mit seinen Kameraden den Rückweg. Eine Leistung von unerhörter Energie. Die Nacht war für alle furchtbar. Völlig durchnäßt, bei eisiger Kälte, war an Schlaf überhaupt nicht zu denken. Dazu kam noch die Sorge um den Kranken.

Der nächste Tag begann mit heller Sonne. Aber schon nach wenigen Kilometern stellt sich heraus, daß die Spuren verlorengegangen sind. Aber trotzdem gelingt es an Hand der angefertigten Skizzen und Messungen ungefähr die Rückmarschrichtung einzuhalten.

Eisiger Wind macht sich auf. Der Himmel ist dicht verhangen. Teilweise nimmt der aufgekommene Nebel die Sicht. Und nun kommt das Schlimmste. Ein Graupenhagel von ungewöhnlicher Stärke peitscht auf die Forscher nieder. Trotzdem die Männer dicht beieinander gehen, vermögen sie sich kaum zu erkennen. Die Hände erstarren bald bei diesem Unwetter. Nun setzt dichter Schneefall ein. Der Verletzte scheint furchtbare Schmerzen auszustehen. Aber er hält mit seinen Kameraden Schritt. Alle Augenblicke stürzt einer. Vorwärts, nur vorwärts! In dem Neuschnee wird das Gehen immer mühsamer.

Plötzlich scheint der Führer die Richtung verloren zu haben. Er weicht nach rechts ab. Das wäre jetzt das Ende! An eine baldige Besserung des Wetters ist überhaupt nicht zu denken. Schließlich ziehen sich die vier an der Leine zusammen, um Kriegsrat zu halten. Hier mußte Filchner helfen! Er hatte bereits beim Anmarsch von der Paßhöhe aus genaue Messungen angestellt und die ganze Gegend skizziert. So konnte wenigstens nach dem Kompaß eine ungefähre Marschrichtung eingehalten werden.

Plötzlich finden sich wieder Spuren. Freudig geht man den Zeichen nach. Ungeheuer ist die Anstrengung. Da, was ist das! Das sind ja die gleichen Spuren! Die Männer waren im Kreis gelaufen! Eine schreckliche Enttäuschung. Wieder wurde die Orientierung nach dem Kompaß versucht, und Filchner mußte erneut einspringen. — Eine ungeheure Bedrückung lastet auf den Männern. Hier konnte nur noch ein Wunder helfen. So ging es noch einige Zeit weiter. Plötzlich erscholl von der Spitze ein lauter Jodler. Die alten Spuren waren wiedergefunden. Man stand genau an der Abfahrtsstelle, von der die Männer vor einigen Tagen zur Ostküste aufgebrochen waren. Jetzt mußte das Lager ganz in der Nähe sein. Aber da kam eine neue Enttäuschung. Höchstens noch zwei Kilometer vom Lager entfernt hörten die Fußeindrücke auf. Aufs Geratewohl geht es jetzt in der gleichen Richtung weiter. Bald muß man jedoch feststellen, daß der Weg zu weit nach Osten zurück führt. Wieder springt Filchner mit seinem Kompaß ein. Er bestimmt die Richtung. Das Wetter ist inzwischen etwas aufgeklart. Filchner eilt seinen Kameraden voraus. — Endlich, nach über 53 Stunden, erreichen die Forscher das Zentrallager. Filchner eilt seinen etwas zurückgebliebenen Kameraden mit der freudigen Nachricht entgegen.

Nun konnte bald der Rückweg zur Westküste angetreten werden. Die Forscher hatten auch weiterhin mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber dennoch: das Ziel war erreicht! Die Westostdurchquerung der Insel gelungen. Eine hervorragende Leistung deutschen Forschermutes.

Das war im Jahre 1910. Oft ist Filchner inzwischen zu neuen Expeditionen aufgebrochen. Wenn heute unser Weltbild vollständiger geworden ist, so hat auch Filchner seinen großen Anteil daran. Aber erst im nationalsozialistischen Staat fanden seine Leistungen die gebührende Anerkennung durch die Verleihung der höchsten Ehre, des Nationalpreises. Diese Nachricht hat den Forscher aber nicht zu Hause erreicht, sondern auf dem Rückweg seiner neuen Durchquerung Tibets. Das ist wahrer deutscher Forschergeist! Immer wieder hinaus! Es gibt keine Gefahren, die nicht überwunden werden könnten. Das ist Wilhelm Filchner! Ein Leben der Entschlossenheit, des Wagemuts und der Ausdauer!



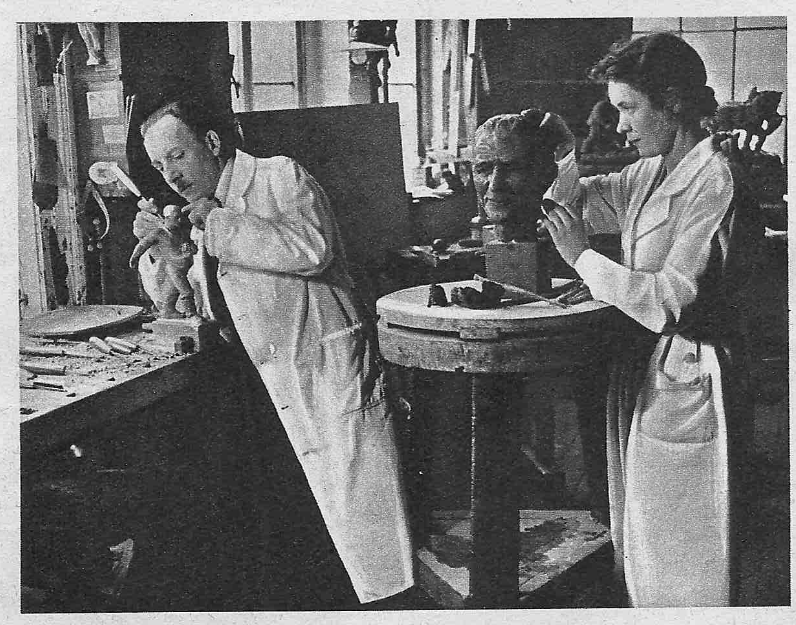
Plötzlich finden sie Spuren — Zeichnung: Friebel

Holzschnitzer in Goslar

Zuallererst wird das Modell zeichnerisch entworfen



Nach der Zeichnung wird dann modelliert



Es gehört eiserner Fleiß und künstlerische Begabung zur Gestaltung solcher Werke

So erzählt die Sage: Als König Heinrich der Vogler einst in den Harzwäldern weidwerkte, suchte er mit seinem Gefolge eines Abends einen geeigneten Lagerplatz. Ein klarer Bergbach leitete ihn dabei in ein stilles Tal, das rings von hohen Wäldern umgeben war. Es lag so schön und friedlich im Licht der Abendsonne, daß der Vogler sich nicht satt daran sehen konnte. Seht, rief er aus, welch herrliches Plätzchen mir vergönnt war, heute zu finden! Hier will ich eine Pfalz bauen, und sie soll ein Kleinod meines Reiches werden.

König Heinrich hat Wort gehalten. An dieser Stelle, an der er geruht hatte, ließ er eine Pfalz bauen. Und diese Pfalz wurde die Lieblingsstätte aller deutschen Kaiser. Nirgends haben sie so gern Aufenthalt genommen wie hier, wo ringsum die hohen Harzberge und die uralten Tannenwälder auf das Tal niederblicken, das heute angefüllt ist mit Türmen, Toren und Häusern der Stadt Goslar.

Wenn der Reichsbauernführer gerade Goslar zur Reichsbauernstadt gemacht hat, dann knüpfte er an eine alte, sehr stolze Überlieferung an. Die Schönheit der Harzlandschaft, die Alterspatina der Bauwerke, die ruhmvolle Überlieferung, all das klingt in Goslar zusammen und wird zum Kraftquell für die Männer und Frauen, die im Dienste des deutschen Bauerntums stehen und sich hier einmal im Jahre versammeln, um Rückblick und Ausschau zu halten auf vergangene und kommende Arbeit.

*

In Goslar blühte seit altersher viele Jahrhunderte hindurch, besonders aber um 1500, ein stolzes Handwerk, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte. Davon zeugen noch heute viele alte Bauten, die reichgeschnitzten Bürgerhäuser, die trutzigen Tore, Türme und Mauern. Manch herrliches Kunstwerk im Rathaus und in den alten Bürgerhäusern legt ein beredtes Zeugnis von einem durch die mittelalterlichen Kaiser, später durch ein wohlhabendes Bürgertum begünstigtes Kunsthandwerk ab. Besonders hat die Holzschnitzkunst seit jeher in Goslar in hoher Blüte gestanden. Bis in die Jetztzeit hinein hat sich gerade das Holzschnitzhandwerk neben dem Kunsttöpfer- und dem Kunstschlosserhandwerk hier besonders reich entfaltet. Zahlreiche schöne, alte Türklopfer, Werke gediegenster Handwerkerkunst, gibt es zu bewundern.

So in einem seiner alten Bürgerhäuser, das gleichsam um einen alten Wehrturm aus dem Jahre 1280 herumgebaut ist. Hier wohnt heute Rudolf Nickel, einer der bekanntesten Holzschnitzmeister im Harzgebiet. Das verrät schon der reichgeschnitzte Eingang zu seinem Haus.

*

Nickels Vorfahren sind bis in das 15. Jahrhundert zurück in Goslar nachweisbar eingesessen und waren stets Bauern und Handwerker. Seine Frau entstammt einem alten Heidjergeschlecht und



Sippenschild der seit 1548 eingesessenen Bauernfamilie Mumm in Braunschweig

Aufnahmen: Dr. Weskamp

arbeitet ebenfalls als Künstlerin mit ihrem Mann zusammen. So hat sie z. B. den Kopf des Führers modelliert, den ihr Mann dann im Auftrage des Braunschweigischen Staatsministeriums für den Reichsjägerhof in Eichenholz geschnitzt hat.

Rudolf Nickel steht heute im 46. Lebensjahr und ist mit seiner niedersächsischen Harzheimat fest verwachsen. Nach wechselreichen Schicksalen, die ihn nach Norddeutschland führten, nach West- und Süddeutschland und Schlesien, machte er den Weltkrieg in den Karpaten, in Litauen und in Flandern mit. Nach dem Weltkriege gründete er in seinem Vaterhaus in Goslar, zunächst in Verbindung mit seiner väterlichen Kunsttischlerwerkstatt, eine Werkstatt für Holzschnitzkunst, aus der nun im Laufe der Jahre schon manches schöne und anerkannte Werk herausgegangen ist.

Neben zahlreichen Tierplastiken, Kronleuchtern, Tischleuchtern, Holzschalen, Tischtruhen und großen Wäschetruhen in vielerlei Gestaltungen, sei hier vor allem der größeren Arbeiten Nickels gedacht. So fertigte er die große Truhe mit den sinnbildlichen Figuren von Widukind und Heinrich dem Löwen, die dem Führer von der Gaufrauenschaft Hannover-Braunschweig zum Erntedanktag überreicht wurde.

*

Im Auftrage der Hermann-Göring-Stiftung ließ das Staatsministerium Braunschweig von Nickel Arbeiten in dem völlig ausgebauten Gasthaus „Grüner Jäger" in Riddagshausen ausführen, darunter die geschnitzte Kassettendecke und Schnitzereien über dem Hauseingang.

Auch in und an Gebäuden in Goslar und im Oberharz hat Nickel sein Können und seine Gestaltungskraft unter Beweis stellen können. So bei dem jüngst erfolgten Umbau des Rathauses und des Ratsweinkellers in Goslar. Auch für Bergbaukreise hat Nickel auf Grund seiner eingehenden Kenntnisse von der Arbeit des Bergmannes ganz Hervorragendes geschaffen, zuletzt das Professorengestühl von der Bergbauakademie in Clausthal-Zellerfeld.

Wohl sein bestes Werk hat Nickel im Auftrag des Reichsnährstandes fertiggestellt. Der „Pflüger" ist sein bestes Werk, reif und vollendet, das er hier aus starker bäuerlicher Bindung geschaffen hat. Dieses eine Werk gewährt uns schon einen guten Einblick in das Wesen der künstlerischen Arbeit des Holzschnitzers Nickel, der ohne Zweifel im Besitz einer großen handwerklichen Fertigkeit und starker Gestaltungskraft ist. — Wenn wir die einzelnen Arbeiten, die Nickel aus Holz gestaltete, noch einmal überschauen und zu einem Gesamtbild vereinen, dann kommen wir zu dem Schluß, daß hier unter den formenden Händen eines alteingesessenen Handwerkers und Künstlers der ehrenwürdigen Reichsbauernstadt Goslar bäuerliches Empfinden und aus dem Geist unserer Zeit geborenes künstlerisches Erleben zu Gestaltungen von künstlerischem Wert gelangten.



Den Abschied von Goslar, das schon im Jahre 922 als Schutzsiedlung der niedersächsischen Bauern gegründet worden war, nahm ich von dem hohen Turm einer der alten Kirchen, dessen gewaltige Höhe stolz und frei über alle Türme und Dächer hinausragt. Von dieser Höhe des vom Zackenwald der giebelreichen Stadt umringten Turmes mit dem dahinter aufsteigenden Rammelsberg, dessen Silber- und Erzvorkommen in der Geschichte Goslars eine wichtige Rolle gespielt haben, bestätigt sich meinen schauenden Augen noch einmal im Überblick der Zusammenklang des Ganzen.

Glühend hängt noch die Herbstsonne über den Bergen im Westen, und ich verstehe, was den Goslarern ihr Haus, ihr Hof, ihre Berge und ihre Heimat bedeutet. H. Kaul.

OTTO ROMBACH:

Der Ikarus von Ulm

Das Festprogramm, das man zu Ehren des Königs vorbereitet hatte, nahm seinen Fortgang. Musikanten, Schauspieler und Tänzergruppen hatten ihre Künste vorgeführt; die Stände und die Zünfte brachten ihre Huldigungen dar. Nun hatte die Hofgesellschaft auf einer von Girlanden umwundenen Tribüne vor dem Münster Platz genommen, um den ersten Flug des Ulmer „Adlers" zu erleben. Dieses Schauspiel sollte den Höhepunkt der Festlichkeiten bilden.

Mit Reden und mit Tuschen hatten Stadtschultheiß und Innungsmeister dem Schneider ihren Segen mit auf den Weg gegeben, während der König huldvoll winkte und lächelte. Beinahe senkrecht stand die Sonne über dem Münsterturm. Sie blendete. Und trotzdem zwang sich jeder, hinaufzublicken, weil man den Schneider bald am Rand der Plattform stehen sah. Noch spielten die Kapellen. Aber als der Schneider mit seinen Flügeln ein Zeichen gab, trat eine spannungsvolle Stille ein.

Jetzt erst wurden manche Menschen von dem Grauen überkommen, das in dem todesmutigen Versuch lag, von dieser Höhe aus sich in die Luft zu schwingen. Verschreckte Frauen schrien auf und schlugen ihre Hände vor die Augen. Manche mußten weggetragen werden, weil sie in Krämpfe fielen. Dann schmetterten die Fanfaren.

Das war ein Gruß, den der Monarch befohlen hatte, dem selber Schweiß in das Gesicht trat und der trotzdem mit äußerer Fassung darauf wartete, bis Berblinger die Flügel rührte.

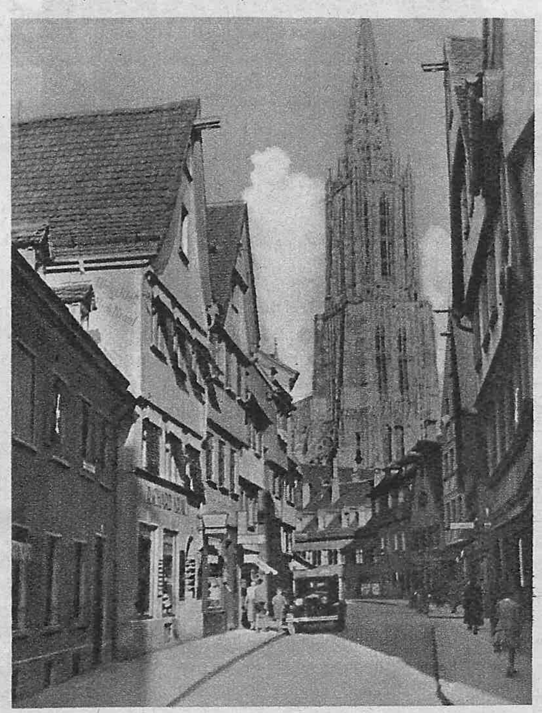
Aber nach dem ersten Zeichen, das der Schneider auf der hohen Plattform gegeben hatte, trat eine Pause ein.

Der König wurde ungeduldig. Man sah den Schneider nicht mehr.

Ein paar Männer, die droben standen, winkten mit den Händen. Der Stadtschultheiß versuchte, den König zu beruhigen. Die Hofgesellschaft sah sich fragend an. Der Stadtschultheiß war blaß geworden.

Warum flog der Schneider nicht?

Blick auf das Ulmer Münster



Er befahl zwei Polizisten, in höchster Eile zu erkunden, was vorgefallen war. Sie stürmten dem Portal zu und keuchten ohne aufzusehen auf der schmalen Wendeltreppe in die Höhe.

Schon hatte sich die Ungeduld des Publikums bemächtigt, das ringsherum den Platz, die Gassen, die Fenster und Balkone und sogar die Dächer dicht bevölkerte. Bald wurde Ärger laut. Man rief hinauf, obwohl man wußte, daß jedes Wort vergeblich war und ungehört verhallte.

Unmutig saß der König da.

Schon fing ein Orgelmann zu spielen an.

Die Menge, die in ihrer Spannung fast reglos auf das Münster starrte, geriet allmählich wieder in Bewegung und machte sich in Neckereien, Spott und Schimpfereien Luft.

Da stand auf einmal auch der König auf. Obwohl er sich bemühte, den eigentlichen Grund des raschen Aufbruchs zu verbergen, war ihm doch anzusehen, daß er sich ärgerte.

Bestürzt bemühte sich der Stadtschultheiß, den sichtlich mißgelaunten hohen Gönner mit klugen Worten zum Verweilen einzuladen; es war zwecklos. Er wußte selbst nicht, was droben vorgefallen war und was er zur Beschönigung und zur Entschuldigung vorbringen sollte.

„Wir fahren ab!"

Das war die kurze Antwort, die ihm der König gab, die klar zum Ausdruck brachte, daß der König sich betrogen vorkam.

Gewiß war vorgesehen, daß er nach dem Flug des Schneiders wieder abfuhr. Aber daß er nun den Aufbruch anbefahl, das war Beweis genug dafür, wie sehr die Majestät verstimmt war. Der König drängte zu den Wagen, und mit eisig höflichen Gesichtern schloß sich sein Gefolge an.

Was half es, daß der Stadtschultheiß mit Tränen in den Augen ihn beschwören wollte, noch zu bleiben und es der Stadt nicht nachzutragen? Was nützten alle die unterdrückten Vivatrufe und der leichte Dank, dem der Monarch durch kurzes Nicken mit dem Kopfe Ausdruck gab? . . .

Nur Megerle rieb sich die Hände. Die Zange schloß sich wieder! — Jetzt sah er den Stadtschultheiß von Zorn, Beschämung und verletztem Stolz erfüllt. Und dennoch bangte er, weil er sich sagen mußte, daß Berblinger im letzten Augenblick den Schaden an seinen Flügeln gefunden haben konnte. Und wenn dem Anschlag nachgegangen wurde, stand es für ihn selber übel. Er hatte von den Taschendieben nichts mehr gehört. Stand dort nicht einer? Und grinste frech herauf? Es lief dem Aktuarius heiß und kalt durch alle Adern.

Da trat der Schneider aus dem Portal heraus.

Als die Kalesche des Königs gerade den Kirchplatz überqueren wollte, wurde der Schneider mit seinen Flügeln sichtbar, der aufrecht durch die Menge schritt, obgleich man ihn mit Spott und mit Gelächter überschüttete, obgleich man Fäuste ballte und erregte Menschen sich auf ihn stürzen wollten. Aber durch die Nähe des Königs eingeschüchtert, wagte niemand, ihm etwas anzutun. Die Kutsche hielt, und offenen Auges trat Berblinger zum König hin, verbeugte sich und sagte dann mit leiser Stimme: „Majestät, es tut mir leid, daß ich nicht fliegen konnte. Aber eine innere Stimme hat mich davor zurückgehalten, in meinen sicheren Tod zu stürzen. Ich muß es anderswo probieren, damit es, wenn es mir mißlingt, nicht ein für allemal mißlungen ist." Der König gab dem Kutscher einen Wink, die Pferde anzutreiben. Aber Berblinger stieg mit dem einen Fuß aufs Trittbrett der Kalesche und rief hinein: „Ich fliege heut' noch, Majestät! Ich habe niemand an der Nase führen wollen!"

Der König winkte ab. Das hieß: „Schon gut. Ich habe keine Zeit mehr." Noch verhielt der Kutscher. Der Stadtschultheiß, der atemlos herangekommen war, fing noch die letzten Worte auf. „Das nächste Mal?" Es sah nach einem Lächeln aus. — „Bestimmt das nächste Mal, Herr König!"

Dann ruckte das Viergespann ganz plötzlich an. Die Leute schrien wieder, schwenkten ihre Hüte. Musik fiel ein. Und während sich der königliche Hofzug mit seinen Kutschen und Reitern durch die Menge wand, war plötzlich wieder jene Freudenstimmung da, die auch beim Einzug das Ulmer Volk ergriffen hatte.

*

Kaum aber war der letzte Pferdeschwanz verschwunden und das Geschrei verhallt, sah sich der Schneider dem Stadtschultheißen gegenüber, der ihm mit verkniffenen Lippen die Weisung gab, ihm nachzukommen. Berblinger nickte nur. Benommen und trotzdem unbeirrt und ungebrochen folgte er dem Stadtschultheiß, der wortlos vor ihm herging, die Rathaustür aufstieß, in seinem Amtsraum den Hut an einen Haken hängte und den Spazierstock über seinen Schreibtisch legte. Der Aktuar war nachgeschlichen und hockte sich auf seinen Bockstuhl. Niemand sprach.

Es war wohl nötig, daß Berblinger begann. Mit seinen stechend schwarzen Augen sah ihm der Stadtschultheiß abwartend ins Gesicht.

Da sagte Berblinger: „Zuerst einmal soll der da 'raus" und wies auf Megerle, und weil der Aktuar nicht wich, fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Was ich zu sagen habe, braucht der da nicht zu wissen! Sonst pack' ich aus."

Obwohl der Schneider davon überzeugt war, daß der Aktuar nun an der Türe horchte und vielleicht gerade deshalb vermied er, von dem nächtlichen Besuch zu sprechen. Das war für ihn nicht wichtig, weil es nichts mit seinem Flugversuch zu schaffen hatte. Er sagte nur: „Als ich auf meinem hohen Sprungbrett stand und an dem Turm, an mir und an den Flügeln noch einmal hinuntersah, hat mich die innere Stimme davor gewarnt, den Sprung zu wagen. Ich will trotzdem fliegen. — Was hättet Ihr davon", versuchte er den Umschwung zu beweisen, „wenn ich nun tot am Münster läge? . . . Das muß ich mir sagen. Nichts hat die Welt davon, wenn einer mit Mitteln, die noch nicht vollendet sind, an große Dinge geht und sie bezwingen will."

Dem konnte auch der Stadtschultheiß nicht widersprechen. Trotz der Verbissenheit, in der er sich befand, und trotz des Zornes, den er kaum verwinden konnte, mußte er sich sagen, daß man den Flug erwartete. Nicht nur des Königs wegen war das Volk gekommen; man wollte das versprochene Wunder sehen! — Nur deshalb überwand er schließlich seinen Groll und fragte endlich, aber ohne sonderliche Wärme: „Also, an welcher Stelle und zu welchem Zeitpunkt will Er den Flug riskieren?"

„Sofort", gab Berblinger zurück und schöpfte Atem. „Sofort, Herr Stadtschultheiß. Es gibt am Donauufer ein Eisgerüst, wo man im Winter Wasser träufeln läßt und Eis gewinnt; es steht auf einem Abhang und ist hoch genug. Dort, glaube ich, kann ich den Flug probieren."

Der Stadtschultheiß war einverstanden. Er ließ Trompeten blasen und durch einen Mann verkünden, was er mit Berblinger vereinbart hatte.

Unterdessen aber war bereits der Aktuar vorausgeeilt und hatte durch geschickt verstreute Verdächtigungen die Unzufriedenen noch weiter aufgewiegelt, als sie es bis jetzt schon waren. Deshalb wurde Berblinger, als er herauskam, mit großem Lärm empfangen, der sich aber legte, als der Stadtschultheiß erschien. Nun war auch plötzlich Katharina Schelling da.

Sie trug noch ihr Gebetbuch in den Händen. In die Stille des Münsters, wo sie betend auf den Knien lag, allein im hohen und fast dunklen Bau, war kein Geräusch gedrungen. Ein Leuchten stand in ihren Augen, als sie nun den Platz betrat und hörte, was sich zugetragen hatte. Sie fühlte, daß ihr inniges Gebet zu jener Wendung beigetragen hatte.

Nun aber, als sie Megerle mit seinem pfiffigen Gesicht in einer Gruppe von aufgeregten Leuten sah, erkannte sie die drohende Gefahr. Nur einen Blick warf sie dem Schneider zu. Er nickte. Dann war sie verschwunden, und der Strom der Menschen wälzte sich dem Elendsacker vor der Stadt zu, wo der Schneider endlich sein Kunststück zeigen wollte. —

Auf einem Hügel an der Donau, der fast senkrecht zu dem reißend schnellen Strom abfiel, stand das Gerüst, das einer Brauerei im Winter zur Eisgewinnung diente.

Man sah von dieser Uferhöhe aus ins Bayerische hinüber, denn die andere Seite der Donau, Neu-Ulm mit seinen Fischerhäusern, die sich bis nahe an das Wasser wagen, gehört zu Bayern. Der Fluß, der schnell und grau in rascher Strömung vorüberfließt, wird hier zur Grenze.

Auch das andere Ufer war bald voller Menschen. Wer sich nicht vom Jahrmarktsrummel verlocken ließ, der lief nun zur Bastei hinaus und trachtete darnach, ein gutes Plätzchen zu erwischen, von wo aus man den Schneider sehen konnte. So kam es, daß die Fischer ihre schmalen Boote zu Wasser brachten und die Donau wie bei einer Wasserprozession von Booten, Schelchen und von Zillen wimmelte.



Haus des Schneiders von Ulm — Aufnahme: Otto Rombach

Man feierte den Schneider. Der hatte noch mit seinem Flügelwerk zu tun, das er genau in jeder Strebe prüfte.

Die Menge drängte sich um den Holzturm und an das Ufer, wo das Gewimmel so dicht geworden war, daß alle Augenblicke jemand schrie: „Ich fall' ins Wasser!" Und wirklich: einen Burschen mußte man durchnäßt ans Ufer ziehen.

Da brach auf einmal die Musik ab.

Der Schneider war aus seinem Zelt getreten. Der Büttel bahnte eine Gasse. Nun suchte er den Stadtschultheiß und sagte, als er vor ihm stand: „Bevor ich mich auf das Gerüst begebe, Herr Stadtschultheiß, erbitte ich Verzeihung, daß es heute mittag nicht geglückt ist. Und dann will ich Euch meinen Dank aussprechen."

„Sag' Er mir lieber", unterbrach ihn aufgeregt der Stadtschultheiß, „wie meint Er, daß es vonstatten gehen wird?"

Der Schneider blickte in die Luft. „Ein leichter Wind geht", gab er mit Bedacht zur Antwort, „ein schöner Frühlingswind. Der wird gut tragen, hoffe ich!"

„Angst hat Er keine mehr?"

Berblinger schüttelte den Kopf. Dann bat der Stadtschultheiß um Ruhe und schickte sich zu einer Rede an, die Hände wie zu einem Trichter um den Mund geformt: „Ihr Gäste der Stadt Ulm!" Nun schwiegen auch die fernsten Orgelmänner. „Bürger, Bürgerinnen, lieber Berblinger —!" Er machte wieder eine Pause, um fortzufahren: „Wir alle warten auf die große Tat, die uns versprochen wurde!" Beifall wurde laut. „Mit Vorbehalten, mit Bedenken haben wir das Werk verfolgt, das uns nun überzeugen soll! Wir alle hoffen, daß der Flug gelingt!" Schon warf man Hüte in die Luft. „Ja", rief er aus und zog den Berblinger zu sich heran, „und wenn ich in die klaren Augen dieses Mannes blicke, dann glaube ich, daß es gelingt!" Man hörte auch vom Bayerischen herüber die Leute „Bravo" rufen. Der Beifall lief an beiden Ufern wie eine Welle durch die Menge; von den Booten kam die Antwort, und auf dem Hügel, wo das Gerüst stand, fiel eine Blaskapelle mit einem Tusch ein.

„So sage ich", der Stadtschultheiß ging neben Berblinger der Uferböschung zu, „so wünsche ich, vielleicht als erster, der ein neues Wort gebraucht: Mein lieber Berblinger, ich wünsche — gut zu fliegen!"

Die Leute drängten um den Schneider und um den Stadtschultheiß, dem blanke Freude aus allen Mienen lachte. Vorbei war alles, seitdem er sah, mit welcher Unerschrockenheit der Schneider seine Flügel packte.

Sie gingen auf dem schmalen Uferpfad dem Hügel zu, der fast die Höhe eines großen Fachwerkhauses haben mochte und steil wie eine Bastion die Promenade abschloß. Selbst dort, wo

man die Böschung eingemauert hatte, um bei hohem Wasser die Flut zu dämmen, standen Leute. Vor der Treppe, die zur Höhe führte, hielt ihn der Stadtschultheiß nochmals zurück: „Er muß nun wirklich etwas reden, Berblinger! Das macht sich besser!" Auch der Innungsmeister sprach auf ihn ein.

Da nahm sich Berblinger den Mut und sagte: „Vor dem Fliegen hab' ich keine Angst mehr, nur vor dem Reden . . ."

Dann stellte er die Flügel auf den Boden und stand fast wie ein Schafhirt da, der übers weite Feld blickt. Er sprach nicht laut; man konnte aber selbst aus der Ferne ganz genau verstehen, was er meinte.

„Mancher von euch", begann er und kratzte sich am Kopf, „so mancher denkt sich oder hat sich ehemals gedacht: der Schneidermeister Berblinger, der spinnt oder hat einen Sparren im Kopf." — „Na, na", stieß ihn der Innungsmeister an, zumal die Leute mit Gelächter zu verstehen gaben, daß er zwar nicht unrecht denke, aber heute doch im Unrecht sei. Man glaube jetzt an ihn. — „Nicht leugnen!" fuhr er fort. „Ich kenn' die Stimmen ganz genau, die nachts vor meiner Werkstatt gespottet haben. Aber — das hat mir nix ausgemacht. Jetzt flieg' ich!" Und nun wurde er ernst und seine Stimme hob sich: „Spott und Zweifel können keinen irre machen, der von seiner Sache überzeugt ist, und das bin ich! Fliegen — das ist eine Sehnsucht, das ist meine Sehnsucht — Fliegen, das ist ein Glauben — das ist mein Glauben und meine Zuversicht und wird bald eine Gewißheit sein!" — Es strengte ihn doch an, obwohl die Worte plötzlich wie von selber kamen. Er wehrte mit der Hand die Vivatrufe ab: „Manchen Schritt vorwärts hat die Zeit in den letzten Jahrzehnten getan, einen Schritt weiter geht mit mir die Zeit, nämlich den Schritt — in die Luft!"

Damit erfaßte er sein Flügelpaar und schritt ganz eilig durch die Menge, die ihn dermaßen dicht umringte und „Hoch!" rief und ihn auf die Schulter nehmen wollte, daß der Stadtschultheiß entmutigt zurückblieb.

Musik fiel wieder ein. Man schunkelte. Ein vollbesetztes Boot, in dem man ebenfalls zu schaukeln angefangen hatte, kippte an einer seichten Uferstelle um. Das gab ein Kreischen und Gejohle. Da rief ein Bäuerlein, das sich die ganze Zeit schon in der Nähe aufgehalten hatte: „Eben ist er droben! Eben tritt er auf die Plattform!" — Nun sah man Berblinger, wie er mit seinen Flügeln das Gerüst betrat. Man sah, wie ihm ein Mann behilflich war, die Flügel anzuschnallen. Er winkte. Wie ein riesenhafter Vogel sah er aus.

Das Bäuerlein, das einen runden, flachen Hut auf hatte, eine rote Weste mit Silberknöpfen trug und in dem roten Taschentuch bestimmt sein Brot und seinen Schinken mitgenommen hatte, fragte: „Wie hoch ist wohl die Höhe?" — „Weiß nit."

Alles starrte wie gebannt auf das Gerüst.

„Fliegen — daß ich dieses Wunder noch erleben darf . . .", bekreuzte sich das Bäuerle, und faltete die Hände. „. . . und wie ein Engel aus einem Schneidermeister wird . . ."

„Wenn es kein Teufel ist!" Bissig hatte Megerle, der Aktuarius, den Satz hervorgestoßen.

„. . . Vielleicht ein wahres Wort . . ." Der alte Bauer, der dürr und zäh war und aus dem Allgäu stammte, wandte sich dem Aktuar zu. „Und wenn Ihr auch am Schandpfahl steht — vielleicht ein wahres Wort."

Droben auf dem Hügel stand der Berblinger, ein wenig vorgebeugt. Dann ging er in die Knie, als prüfe er, wie er am besten vom Boden komme, wie ein Springer, der einen Weitsprung machen will.

Nun hatte er die Flügel ausgebreitet. Ganz langsam klappten sie ein wenig ab und hoben sich dann wieder. Dann trat er ein paar Schritte rückwärts.

„Jetzt nimmt er einen Anlauf", hauchte das alte Bäuerlein und griff sich an die Brust.

„Jetzt, jetzt!"

Erschreckte Stimmen schrien auf. — Es war ein Irrtum.

Dann schritt der Schneider an den Abhang vor, sah in die Tiefe und winkte mit dem einen Flügel. Lang blickte er zum Himmel. Tauben, die aus einem Acker in die Höhe stiegen und die Donau überquerten, zeigten ihm die Richtung, die der Wind nahm.

„Hoch Berblinger!" Der Ruf, von irgend jemand ausgestoßen, schwoll brausend an. Nun schrie ein anderer „Achtung!" Es war soweit. —

Mit einem Anlauf, den niemand von dem Schneider so kühn und scharf und schneidig erwartet hätte, setzte Ludwig Albrecht Berblinger zu seinem Sprung an. Einem Schwimmer glich er, der mit vorgestreckten Armen ins Wasser stürzt, nur mit dem Unterschied, daß Berblinger geradeaus ins Luftmeer springen wollte. — Und er tat es! — —

Er hatte haargenau den Absprung ausgerechnet, genau so, daß er mit dem Absatz die Schwelle des Brettes noch berühren mußte, von dem er den kühnen Luftsprung machte . . .

Nun schnellte er hinaus . . .

. . . stieß seitwärts seine beiden Flügel aus . . .

. . . und ruderte . . .

. . . und schien zu schweben . . .

. . . und schlug die Luft . . .

. . . und zog die Beine an den Rumpf und stieß sie ab, als wolle er sich einen neuen Anstoß geben . . .

„Er fliegt! Er fliegt! . . ."

Das war ein Jubelschrei, der nur den Bruchteil einer flüchtigen Sekunde Wahrheit war.

„Er fliegt!"

Aus abertausend Kehlen brach dieser Freudenschrei gewaltsam aus . . . „Er fliegt!"

Der Schneider sah die ungezählten Menschen, schwarz, bunt, bewegt, die Menge, die ihn herbegleitete. Er sah Katharina Schelling vor sich, den Aktuar, den Stadtschultheiß, den König. Er sah die Donau unter sich mit ihrem schmutzig-grauen Wasser, deren Strömung wie dunkle Striemen waren, deren Wellenkämme wie gelber Schaum vergingen. Er sah die Boote, Fahnen, Häuser, hörte Musikkapellen, Rufe, sah die Mauern Ulms, die Häuser und Türme und spürte doch nur seinen eigenen Herzschlag, der so gewaltig war, daß ihm das Schauen und das Atmen wie auf einen Schlag vergingen.

„Er fliegt!"

Das war ein Jubelruf gewesen, der genau so rasch erstarb, wie er die Menschen hingerissen hatte.

Der alte Bauer war's gewesen, der gerufen hatte: „Berblinger, mach' einen Satz!", obwohl es sinnlos war. Was halfen alle Sätze in der Luft, wenn ihn die Luft nicht trug, wenn er herunterstürzte?

„Er stürzt!"

Mit diesem Schreckensschrei, den einer ausgestoßen hatte, mit diesem Schrei, den jeder in der tiefsten Seele mit Entsetzen wie ein Bleigewicht verspürte, war das Schicksal Berblingers in unbarmherziger Sekundenschnelle schon entschieden.

„Er stürzt!" —

Es war vorbei.

Man hatte nur gesehen, wie er vom Sprungbrett aus hinaussprang, seine Flügel krampfhaft schnell bewegte, zu schweben schien und dennoch hilflos, als hätte ihn die Faust des Herrgotts zerquetscht, herunterfiel . . . Er fiel ins Wasser.

„Wie ein Stein" — der fremde alte Bauer rieb sich die Augen aus, „grad wie ein Stein ist er herabgefallen . . . senkrecht herunter . . . wie ein Stein . . ."

Ob er tot war?

*

Das Entsetzen, das beim Anblick des abgestürzten Schneiders auf der Menge des Volkes lag, glich einer Todesangst. Man konnte es nicht glauben, obwohl man es gesehen hatte. Und man wollte es nicht glauben, weil man wünschte, er solle fliegen können. Viele, die herausgekommen waren, gingen stumm zur Stadt zurück. Die Donau war gefährlich, und wer hineinfiel, den trug sie rasch davon. Wen sie in ihre Wirbel nahm, der war verloren. Und wenn dazu ein Mensch von dieser Höhe aus in ihre eisig kalte Flut hinabsprang, so war zu wetten, daß er nicht mehr lebendig geborgen werden konnte.

Andere aber, die des Glaubens waren, er sei zu retten, rannten eiligst flußabwärts an die Unglücksstelle, wo bereits die Boote im wirren Durcheinander mit Rudern und Stangen kreuzten und an jene Stelle strebten, wo der Schneider hinabgerissen wurde. Da erscholl auf einmal die Stimme Mosers, der, so rasch ihn seine Füße tragen konnten, herangelaufen kam und fuchtelte und schrie: „Herr Stadtschultheiß — ein Wunder — ein Wunder ist passiert! Er lebt! Der Schneider lebt! Man hat ihn aufgefischt. Gerade neben einem Schifflein ist er hineingefallen in die Donau und die Flügel haben es verhindert, daß er unterging!"

„Er lebt noch?"

Diese Frage flog von Mund zu Mund.

„Der Schneider lebt?"

Der Büttel wußte nicht, ob er nun weinen oder lachen sollte und dem Stadtschultheiß ging es genau so. Es zuckte über sein Gesicht. Ihm war ein Stein vom Herzen. „Er lebt!" Das war Erleichterung, das war das kleinere Übel. Wenn der Berblinger gerettet war, kam keine Blutschuld über ihn.

*

Diese hübsche Erzählung ist ein Abschnitt aus dem Buche „Der Ikarus von Ulm", das von Otto Rombach geschrieben wurde und im Verlag Stalling, Oldenburg i. O., erschien.

Der „Hilf-mit!"-Preis und die Schriftsteller

„Jeder, der sich berufen fühlt, für die deutsche Jugend schreiben zu können, beteilige sich an dem „Hilf-mit!"-Preis des NSLB. Die deutsche Jugend will in ihrem Schrifttum aus der Vergangenheit und Gegenwart, aus ihrem täglichen Erleben, aus der deutschen Heimat und Natur, aus deutscher Arbeit, deutschem Schaffen und Streben schöpfen. Sie will mitgerissen werden, sie sucht Helden und Vorbilder, aber sie will auch herzlich lachen.

Wer der Jugend das geben kann, in einer Form, die unserer deutschen Sprache würdig ist, soll für die Jugend schreiben."

So hieß es in dem Aufruf des Gauleiters und Reichswalters des NSLB. Wächtler, mit dem dieser sich im Oktober 1936 zum ersten Male an die deutschen Schriftsteller und Dichter wandte, um sie zu veranlassen, für die Jugend zu schreiben. Der Verlag der vom NS.-Lehrerbund herausgegebenen Schülerzeitschriften „Hilf mit!" und „Deutsche Jugendburg" hat dem NSLB. und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums zu diesem Zwecke den Betrag von 3000 Mark jährlich (dreitausend Reichsmark) zur Verfügung gestellt. Der NSLB. hofft nun, durch diesen „Hilf-mit!"-Preis eine Weckung jetzt noch brachliegender unbekannter junger Kräfte und eine Mitarbeit bereits anerkannter Schriftsteller und Dichter an Jugendzeitschriften und Jugendschriften zu erreichen. Seine Hoffnungen haben sich erfüllt. Über 3000 deutsche Schriftsteller sind dem Aufruf des NSLB. gefolgt und haben ihre Arbeiten eingesandt. Die besten wurden durch entsprechende Preise ausgezeichnet.

Eine ganz besondere Freude für uns ist es, daß unser bei allen Lesern und Freunden bekannte und beliebte Mitarbeiter Dr. Franz Graf Zedtwitz für seine Einsendung den ersten Preis erhielt.

Die Preise wurden verteilt an:

Erzählungen:

1. Preis (800 RM.) Dr. Franz Graf Zedtwitz, Berlin-Wilmersdorf.
   Einsendung: An der Rehwiese.
2. Preis (600 RM.) Ilse Schönhoff-Riehm, Berlin-Hohenschönhausen.
   Einsendung: Wikinge.
3. Preis (400 RM.) Kurt Preis, München.
   Einsendung: Der Bart des Eroberers.
4. Preis (300 RM.) Kurt Max Grimm, Zwickau-Brand.
   Einsendung: Der Läufer von Egernheide.
5. Preis (200 RM.) Hannes H. Schramm, Neustrelitz.
   Einsendung: Meine Freundin, die Rohrdommel.
6. Preis (150 RM.) Banniza v. Bazan, Berlin-Steglitz.
   Einsendung: Der Schulterriemen.
7. Preis (150 RM.) Alfred Hall, Apolda (Thüringen).
   Einsendung: Die Silberflotte.

Gedichte:

Bei den Gedichten erhielt Hans Schulz, Berlin-Lichterfelde, für seine Einsendung „Straße des Führers" einen Preis von 100 Mark. Sechs weitere Preise zu je 50 Mark wurden verteilt an: A. v. Auerswald, Heiligengrabe bei Techo; Gerhard Dabel, Berlin; Werner Franke, Freiburg; Vera Gottschlich, Altenhain bei Breslau; Karl Eberhard Nauhaus, Berlin; Hugo Tlustek, Fürstenwalde-Spree.



Privataufnahme

Unser Mitarbeiter und der Autor des „Pelzjäger", Dr. Franz Graf Zedtwitz, erhielt den ersten Preis für Erzählungen bei dem vom NSLB. ausgeschriebenen „Hilf-mit!"-Preis

Wie wird der „Hilf-mit!"-Preis ausgewertet?

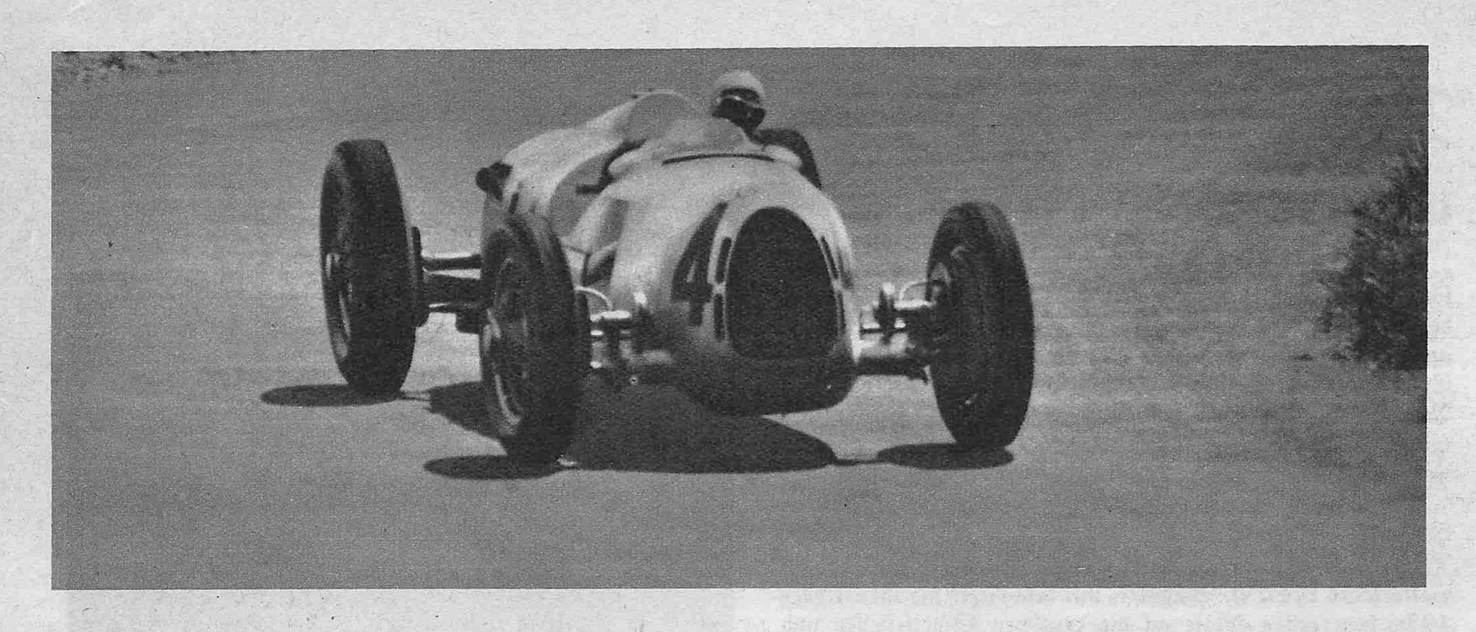
Der „Hilf-mit!"-Preis hat alle Schriftsteller, gleich ob sie bekannt oder noch unbekannt sind, zur Mitarbeit am deutschen Jugendschrifttum aufgerufen. Wie wir euch schon im August dieses Jahres mitteilten, wollten wir in einer kleinen Buchreihe die besten der eingesandten Erzählungen veröffentlichen. In diesem Monat erscheinen nun die angekündigten kleinen Bände unter dem Namen „Hilf mit!"-Schriftenreihe. Es sind vorerst sechs kleine Bände zu je 64 Seiten, die im ganzen 50 Erzählungen mit guten Zeichnungen und Illustrationen enthalten.

Wir nennen euch im folgenden diese sechs verschiedenen Bände und glauben, daß ihr sie mit großer Freude lesen werdet. Denn diese kleinen Bücher erfüllen alle die Wünsche, die ihr in unserer großen Umfrage „Was ist los?" ausgesprochen habt. Die Namen der Bände sind:

Band 1: An der Rehwiese (und sechs andere Tiergeschichten).
" 2: Mehr als tausend Teufel (und sechs weitere geschichtliche Erzählungen).
" 3: Ein Spion wird geschnappt (und acht packende Schilderungen aus neuer und alter Zeit).
" 4: Die Silberflotte (und acht andere Abenteuergeschichten).
" 5: Der Marsch zur schwarzen Freischar (und acht weitere abenteuerliche Begebenheiten).
" 6: Der Schulterriemen (und acht spannende und interessante Erzählungen).

* * *

Diese kleinen Bände, die für 50 Pf. durch den „Hilf-mit!"-Schulvertrauensmann zu beziehen sind, werden in enger Zusammenarbeit mit der Reichswaltung des NSLB. und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums herausgegeben. Sie werden euch genau so gut gefallen wie eure Schülerzeitung.



. . . fährt für Deutschland

Über den Nürburgring heulen die schweren Motoren der Rennwagen. Hunderttausende hat das Zauberwort „Internationales Eifelrennen" in seinen Bann gezogen. Aus ganz Westdeutschland sind die begeisterten Motorsportler längs der Kurven und Geraden des gewaltigen Nürburgringes versammelt. In Sonderzügen, in den großen Reiseautobussen, zu Fuß und mit Rädern sind sie auf allen Straßen und Wegen herbeigeströmt, um diese gewaltige Prüfung für Menschen und Maschine zu erleben.

Dumpf dröhnt das Heulen der Kompressoren über die Bahn und wie ein Blitz entschwinden die silbernen Pfeile den Augen der Zuschauer. Eine gewaltige Spannung liegt über diesem gigantischen Kampfplatz. Hunderttausende sitzen zu Haus an ihren Radioapparaten, um wenigstens so an diesem Rennen teilnehmen zu können.

Runde um Runde drehen die Wagen, in denen die besten deutschen und ausländischen Fahrer kämpfen. Es geht auf die Entscheidung zu. Ein Fieber hat die Massen gepackt.

Deutsche Wagen liegen vorn, ein heißer Kampf um die Spitze beginnt. Da, die letzte Runde, alles schreit und tobt. In den Klang der Stimmen mischt sich das Dröhnen der Maschinen, aus denen das Letzte herausgeholt wird, was in ihnen drin steckt. Ein Wagen schiebt sich nach vorn. Wie ein Lauffeuer geht es durch die Massen: Bernd Rosemeyer gewinnt das Internationale Eifelrennen, fährt die beste Zeit des Tages und stellt einen neuen Eifelrekord auf.

5. Juni 1937.

Ganz New York, ja ganz Amerika zittert und fiebert. Das größte Automobilrennen der Vereinigten Staaten wird ausgefahren. Zum erstenmal treten deutsche Mannschaften in diesem Kampf an. Die besten deutschen Fahrer, Rosemeyer unter ihnen, wollen mit der Elite Amerikas kämpfen. Wetten werden abgeschlossen. Völlig ungewiß ist der Ausgang der Motorenschlacht. Auf der einen Seite die amerikanischen Fahrer, die mit ihrer Rennbahn vertraut sind, ihre tückischen Windungen, Schleifen und Kurven kennen, und auf der anderen Seite die deutschen Fahrer, die dem nur ihren Willen zum Sieg entgegenzusetzen haben. Wieder heulen die Kompressoren. Dann steigt am Mast die deutsche Fahne empor. Ein deutscher Fahrer, Bernd Rosemeyer, auf deutschem Wagen, hat im Vanderbilt-Rennen gesiegt.

Über der Rennbahn von Pescara glüht ein unerbittlicher Augusthimmel. Die „Coppa Acervo" wird hier ausgefahren. Wieder sind deutsche Fahrer am Start. Wieder siegt in einem Männer und Maschinen mordenden Kampf der Deutsche Bernd Rosemeyer. — Wer ist Bernd Rosemeyer?

In Lingen an der Ems, dort, wo die weiten Flächen des Moores liegen, die heute der Arbeitsdienst in mühevoller Arbeit kultiviert und in brauchbares Ackerland verwandelt, ist Bernd Rosemeyer geboren. Hier hatte sein Vater, auch ein Mann vom Fach, eine Autovertretung und eine Reparaturwerkstatt. Hier, zwischen Automobilen aller Baujahre, zwischen Benzin- und Schmierölfässern wuchs der Junge auf. Was Wunder, wenn er schon von klein auf mit allem, was zum Automobil gehört, vertraut war. Die Mechaniker, die sein Vater beschäftigte, sahen ihn bald, so klein er auch war, als einen der ihren an. Kein Motor, bei dessen Auseinandernahme Bernd nicht dabei war, kein Handgriff, den er nicht selbst beherrschte. — Gerade neun Jahre war Bernd Rosemeyer alt, da durfte er zum erstenmal selbst ein Auto steuern und seinen Vater spazierenfahren. Und das kam so. Hunderte von Male hatte er neben seinem Vater gesessen, wenn er über Land fuhr, und hatte das Schalten und das Gasgeben und die ganze Technik des Autofahrens beobachtet und gelernt. Dann wollte er selbst fahren. Schließlich sagte ihm sein Vater die Erfüllung dieses Wunsches zu. Aber alle die Autos waren ja für ausgewachsene Männer gebaut und nicht für kleine Pimpfe mit kurzen Beinen, wie es Bernd Rosemeyer nun einmal noch war. Bernd war mit all den Monteuren seines Vaters gut Freund. Da kam einer von denen auf die Idee, die Pedale zum Gasgeben, Kuppeln und Bremsen einfach zu verlängern. Drei Holzklötze wurden zurechtgeschnitten und auf die Pedale aufgeschraubt. Der Wunsch ging in Erfüllung. Bernd Rosemeyer durfte fahren. Auf den einsamen Seitenwegen und den verlassenen Straßen seiner Heimat, dort, wo nur selten ein Landgendarm auftauchte, zeigte Bernd Rosemeyer seinem Vater seine Fahrkunst. — Von dem Tag an war Bernd Rosemeyer dem Zauber des Motors verfallen. Tag für Tag, wenn die Schule vorbei und die Schularbeiten getan waren, saß er in der Werkstatt. Was früher kindliche Spiele waren, das wurde jetzt ernsthafte Vorbereitung auf den Beruf. Von der Pieke auf hat er alles gelernt, was es nur überhaupt gab.

Mit 16 Jahren besaß der künftige Rennfahrer seine erste eigene Maschine, zusammengespart aus selbstverdienten Groschen. Es war ein 200-Kubikzentimeter-Motorrad. Der Anfang war gemacht. Jede freie Stunde saß er im Sattel oder bastelte an dem Motor, um immer noch mehr aus ihm herauszuholen. Es war eine bittere Enttäuschung für ihn, als er erkennen mußte, daß die Möglichkeiten seines Motorrades beschränkt waren. Drei Jahre tat das Rad treu und brav seine Pflicht, dann schaffte er sich eine stärkere Maschine an. Die ersten Rennen wurden gefahren. Aber es ist ein weiter Weg von dem Sieger des Grasbahnrennens 1931 in Oldenburg zu dem Sieger im Vanderbilt-Rennen 1937 in New York. — Der Name Rosemeyer wird in diesen Jahren bekannt. Den jungen blonden Westdeutschen sieht man bei allen Rennen und sieht ihn erfolgreich. 10 Goldmedaillen sind das Ergebnis des ersten Jahres seiner Rennfahrertätigkeit. An immer schwerere Aufgaben geht er heran. 1932 fährt er zum erstenmal bei dem Internationalen Eifelrennen. Zwei Jahre später, 1934, kommt er zur Autounion. Eine lange schwere Schule beginnt, bis man ihm endlich einen der „Silberpfeile" anvertraut. Nun zeig', Bernd Rosemeyer, was du kannst! Jetzt wird es Ernst. Das ist kein Spiel mehr, sondern schwerer, schwerer Beruf. Und Bernd Rosemeyer zeigt, was in ihm steckt. Als Jüngster unter den berühmtesten Rennfahrern der Welt, neben Stuck und Brauchitsch und Carracciola tritt er an und fährt. Es sind mörderische Kämpfe auf der Avus, in der Eifel, in Brünn, bei den Massaryk-Rennen, in Italien oder wo es sonst noch ist.

Internationales Eifelrennen 1937. Rosemeyer ist dabei. Immer weiter schiebt er sich nach vorn. Rosemeyer oder Carracciola ist die große Frage. Da, Rosemeyer geht in Führung, dann kommt das Pech. Der Wagen fällt zurück. Rosemeyer bleibt liegen. Zwei Kerzen haben versagt. Rennpech. Wie mancher ist daran schon gescheitert, wenn dann die Nerven versagen. Wenn man den Sieg, den man sicher in der Hand glaubt, verlorengehen sieht. Aber aus jedem verlorenen Rennen kann man nur lernen. Eisern und verbissen muß man gerade dann mit sich kämpfen, wenn man glaubt, es ginge nicht mehr. Ein stahlharter Wille gehört dazu, um sich an die Spitze zu kämpfen. Und es gelingt. Das Jahr 1937 ist das Jahr der ganz großen Erfolge. Bei den großen Rennen Südafrikas um den Großen Preis von Kapstadt fährt Rosemeyer den Zweiten. Im Mai geht es nach Tripolis. Wieder liegt er an zweiter Stelle. Rosemeyer ist deutscher Spitzenfahrer geworden.

Im Anfang Oktober beim Internationalen Doningtonrennen zeigte sich Bernd Rosemeyer in großer Form. Vor Manfred von Brauchitsch und Carracciola ging er als Erster durchs Ziel und siegte.

Bernd Rosemeyer, wir lieben ihn alle, den frischen und lebendigen Rennfahrer. Wir lieben und verehren ihn. Und wenn ein großes Autorennen ist, dann drücken wir fest die Daumen für ihn; denn er fährt ja für uns, fährt für Deutschland.

Was es heißt, mit einer Geschwindigkeit von 110 Metern in der Sekunde zu fahren, das kann sich nur der vorstellen, der selbst einmal am Steuer eines Wagens gesessen hat. —der.



Begeisterter Empfang wurde dem Sieger beim Eifelrennen zuteil



Bernd Rosemeyer — so lieben ihn alle

Aufn.: Auto-Union



Das Nürnberger Gänsemännchen



Ritterrüstung (1498)



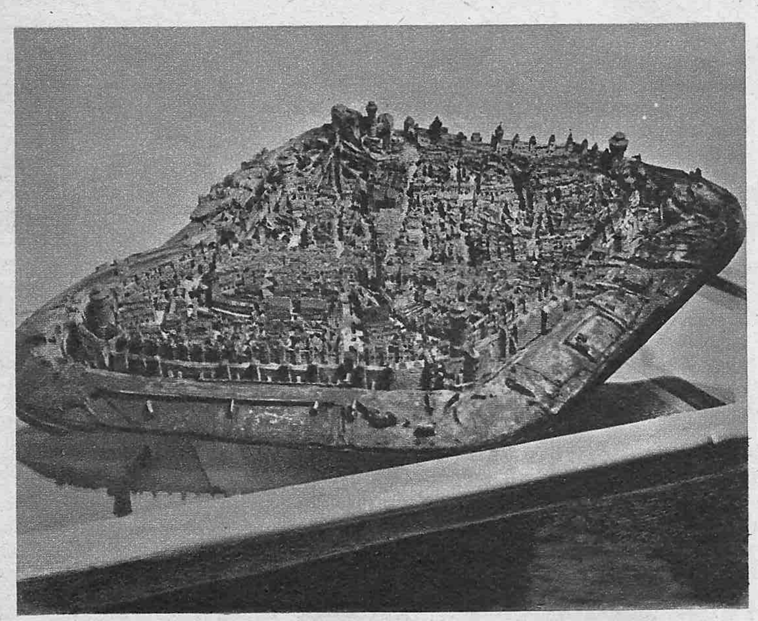
Eine Arbeit des großen Künstlers Veit Stoß

Nürnberg, die deutsche Stadt

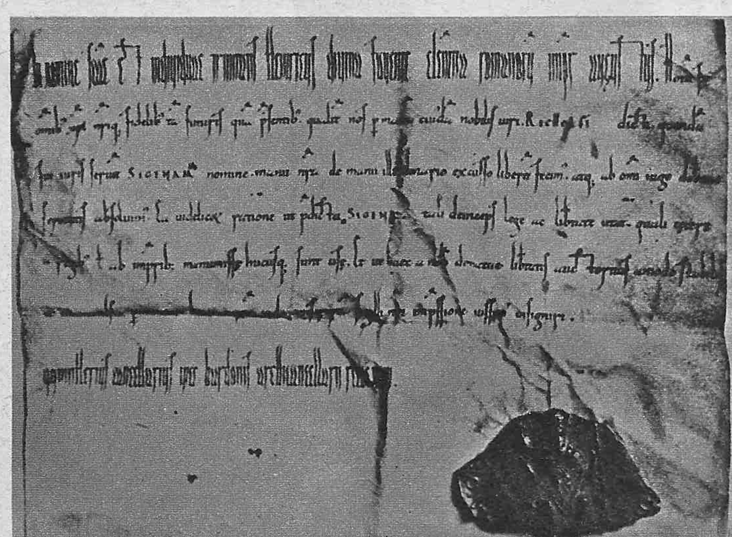
Das herrliche Erlebnis des Nürnberger Reichsparteitages 1937 ist wieder vorüber. Nach den ersten sonnigen Tagen war die Wetterlage ungünstig, nach den launigen Worten des Führers an die Hitler-Jugend sogar „5 b", d. h. ganz schlecht. Aber in den Herzen der Teilnehmer sah es so sonnig und froh aus, wie an irgendeinem ganz schönen Sommertag. Alle, voran der Führer, zeigten lachende Gesichter. Das wunderbare „Fest des deutschen Volkes", das in Nürnberg Jahr für Jahr zur Wirklichkeit wird, erreichte seinen diesjährigen Höhepunkt, als der Führer in seiner Schlußrede „Das Germanische Reich deutscher Nation" als vollendete geschichtliche Tatsache verkündete.

Des Führers Gunst hat die an deutscher Geschichte reichste Stadt Nürnberg, „den wundersamen Schrank deutscher Kunst und Kultur", wie er einmal sagte, wieder zum geistigen Mittelpunkt deutschen Fühlens, Denkens und Wollens erhoben. Des „Deutschen Reiches Schatzkästlein", dessen ewigen Werten und Kostbarkeiten wir hier nachspüren wollen, ist auch heute wieder mit dem Segen begnadeter Schöpferkräfte ausgezeichnet worden. Wie sich dereinst im Mittelalter immer wieder die Blicke aller Deutschen sehnsuchtsvoll nach Nürnberg wendeten, so schlagen heute unser aller Herzen höher im Gedenken an das neue und große Werden und Geschehen, das sich alljährlich dort vollzieht.

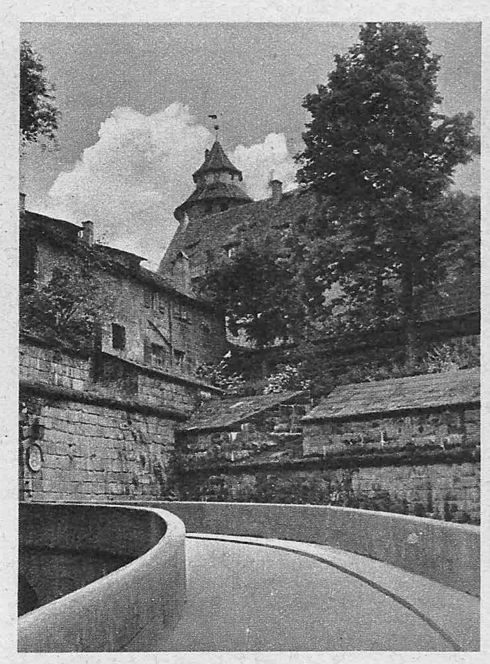
Um Nürnbergs einzigartige und gleichnishafte Bedeutung für das Reich zu erfassen, lenken wir unsere Schritte nunmehr zurück in seine leuchtende Vergangenheit, die ja in unzähligen Denkmälern aller Art dort weiterlebt. Ehe wir durch schmale, enge Gäßchen zur berühmten Burg hinaufsteigen, besuchen wir den Adolf-Hitler-Platz, der uns seit den Reichsparteitagen besonders ans Herz gewachsen ist. Denn dort zieht die prachtvollste und friedlichste deutsche Heerschau, die es je gab, alljährlich an unserem Führer vorüber. Gleich hinter diesem Platz ruhmreicher, neuer Geschichte liegt der Obstmarkt. Dazwischen die Frauenkirche, die im Innern, wie auch andere Kirchen Nürnbergs, kostbare Kunstschätze birgt. Die Marktplätze wurden erst 1349



Nürnberg, gemaltes Holzmodell aus den Jahren 1613—16, angefertigt von dem Nürnberger Schreiner Wilhelm Beheim



Urkunde Kaiser Heinrichs III. (1050).
Erste urkundliche Erwähnung Nürnbergs.
In zielbewußter Politik hatte Kaiser Heinrich III. dem benachbarten bischöflich-bambergischen Fürth die Stadtrechte genommen und Nürnberg übertragen. Der Kaiser war hier Stadtherr, der seine Gewalt durch seine Beamten, den Burggrafen und Schultheiße ausübte



An der Burg



Blick von der Burg auf die Stadt

Nebenstehend: Das Reichsschwert wurde dem Führer und Kanzler des deutschen Volkes von der Stadt Nürnberg überreicht

geschaffen. Damals hatten sich dort die Juden herausfordernd breitgemacht. Darum wurden sie aus der Stadt gewiesen — und durften sich vor 1850 nicht mehr ansiedeln —, ihre Häuser aber niedergerissen und an ihrer Stelle die Plätze angelegt.

Während dieser Betrachtungen sind wir zur Burg hinaufgestiegen. Sie beherrscht mit ihren festen Mauern und finsteren Verliesen die Stadt. Ein Gewirr von Gäßchen und altersgrauen Dächern grüßt herauf. Zu dem wunderbaren Mauerkranz mit den Zinnen und Türmen gesellen sich die eindrucksvollen Silhouetten der St. Sebaldus- und Lorenzkirche. — Die Bauwerke haben uns nun schon viel erzählt; aber damit ist die Fülle der Lebensschicksale des deutschen Volkes, die sich in Nürnberg abgespielt haben, noch lange nicht erschöpft. Zum ersten Male wurde Nürnberg anläßlich des bedeutungsvollen Hoftages 1050 erwähnt, auf dem Kaiser Heinrich III. mit den deutschen Fürsten über Krieg mit den Ungarn und über Sicherung der Ostgrenze beriet. Seine zielbewußte Politik begründete die Stadt. Er nahm sogar dem benachbarten bischöflich-bambergischen Fürth die Stadtrechte, um sie auf Nürnberg zu übertragen. Wichtige Urkunden und Siegel aus jener Zeit sind vorhanden und wurden auf der Ausstellung „Nürnberg, die deutsche Stadt" mit den Reichskleinodien im Germanischen Museum gezeigt. — Schon im Jahre 1219 wurde Nürnberg durch den großen Freiheitsbrief Kaiser Friedrichs II. zur reichsunmittelbaren, freien Reichsstadt erhoben. Dieser Brief hat die Macht der Stadt begründet. Aber auch in der Zukunft erhalten die politisch klugen und einsichtsvollen Bürger neue Rechte. Sie sind von ihren kaiserlichen Herren immer bevorzugt. Eine Urkunde von 1347 verleiht Nürnberg eigene Gerichtsbarkeit, und das Jahr 1355 bringt der Stadt die Befreiung von Zoll, Maut und Ungelt.

Zur Größe und Freiheit der Stadt kommt im 15. Jahrhundert die Ehre. Kaiser Sigismund übergibt der Stadt auf ewige Zeiten die Reichskleinodien zur Obhut. Sie bestehen aus Kaiserkrone, Reichsschwert und Reichsapfel. Diese Kleinodien mußten heimlich als Fischladung nach Nürnberg gebracht werden. Vor dem Ansturm der Hussiten rettete man sie nach Ungarn. Der sichere Gewahrsam der Kostbarkeiten, die Nürnberg zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands stempelten, war die stete Sorge der Nürnberger Bürger. Leider wurden sie 1796 durch den Einfall der Franzosen gezwungen, die Kleinodien nach Wien zu flüchten, wo sie sich noch heute befinden. Das Reichsschwert, eine getreue Nachbildung des echten und ein Geschenk Nürnbergs an den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, stellte er der Ausstellung „Nürnberg, die deutsche Stadt" zur Verfügung.

So ist Nürnberg als das Herz Deutschlands seit Jahrhunderten das getreueste Spiegelbild, ja Gleichnis unserer bunten und reichen Geschichte geworden. Das Auf und Ab hatte dort im kleinen und großen seinen Niederschlag gefunden.

Mit der Machtübernahme durch Adolf Hitler erhebt sich die Stadt zu neuem Glanz und neuer Größe. Wie einst zur Zeit der Kaiser, drängen sich nun zur Zeit der Parteitage Millionen Deutscher aus allen Gauen in Gassen und Straßen, um die Schönheiten der Stadt und ihren eigenartigen Zauber mitzuerleben. In den Bauwerken des Reichsparteitagsgeländes aber entstehen Wallfahrtsstätten der Nation, die unsere Nachkommen nach Jahrhunderten und vielleicht Jahrtausenden in ehrfürchtigem Staunen bewundern werden.

Text und Aufnahmen: Dr. H. Weskamp.



Auf dieser Karte zeigen wir euch das Land, in dem unsere abenteuerliche Erzählung vom Pelzjäger Horn und seinem Freunde Black spielt. Zeichnung: Peter Ponta

Das Land der Trapper und Pelzjäger

Kanada ist ein ganz gewaltiges Land, dessen Bodenfläche ungefähr der gesamten Bodenfläche von Europa entspricht. Es bedeckt die Nordhälfte Nordamerikas und ist britisches Dominion. Nur die nordwestliche Halbinsel Nordamerikas, Alaska, gehört zu USA. Kanada ist deshalb besonders interessant, weil sich von Nord nach Süd innerhalb seiner Grenzen die Übergänge von der Polarsteppe über den Waldgürtel der gemäßigten Breiten bis hinab zur amerikanischen Steppe, der Prärie, und zu den fruchtbaren Obstbaugebieten des Südostens vollziehen.

Man darf nicht annehmen, daß die eben angedeuteten Gebiete sich als parallele Gürtel auf der Landkarte abzeichnen. Einmal ist der Westen Kanadas erfüllt von den gewaltigen Bergketten der Rocky Mountains, des Felsengebirges, dessen großartige Gipfel immer wieder über die Schneegrenze hinausragen und mit Firnfeldern und Gletschern bedeckt sind. Dann aber stößt im Südwesten, östlich des Felsengebirges, die Prärie als schmaler Zipfel aus USA. nach Kanada vor. Dieser allerdings nur auf der Landkarte schmale Zipfel ist die berühmte und heute schon wieder berüchtigte Weizenkammer Kanadas, ein Gebiet, das einmal seinen Besitzern unermeßliche Reichtümer bescherte und das heute deren Enkeln zum Fluch gereicht, da es völlig zur Wüste zu werden droht, wenn es nicht gelingt, die durch den Menschen verschuldete Austrocknung auszugleichen. Östlich von der Weizenkammer liegt das fruchtbare Gebiet des Obstbaus und der Viehwirtschaft. Weitaus der größte Teil dieses Landes aber ist mit ungeheueren Nadelholzwäldern erfüllt, die noch heute in den entlegeneren Gebieten reinen Urwaldcharakter besitzen. Es ist der gleiche Wald, der überall dort im Norden vorkommt, wo ein gewisses Minimum an Feuchtigkeit — 50 mm Niederschläge von Mai bis August — und an durchschnittlicher Wärme — 10 Grad Celsius in der gleichen Zeitspanne — vorhanden ist. Dieser Wald bedeckt noch heute Sibirien und bedeckte ehedem auch das nördliche Europa.

Dort, wo die Wärme nicht mehr ausreicht, um das Gedeihen des Waldes zu gestatten, erstreckt sich die Polarsteppe Kanadas, die Barren-Grounds, auch kurz Lands oder einfach „das Land" genannt. Sie ist identisch mit der sibirischen Tundra. Heimat der Renntiere, wird sie vom Geflecht niedriger Kriechweiden überzogen. Allerlei Kräuter, ein paar bescheidene Blumen, wie Polarmohn und Polarheide, blühen in den kurzen, warmen Tagen. Die Charakterpflanzen sind aber die Flechten, vor allem die Renntierflechte. Den größten Teil des Jahres liegen die Barren-Grounds unter Schnee begraben. — Kanada ist auch heute noch lange nicht völlig erschlossen. Es gibt weite Wald- und Steppenstrecken, die noch nie eines Weißen Fuß betrat. Auf den Lands schweifen noch heute Indianerstämme umher, die zwar schon mit Weißen in Berührung gekommen sind, die aber noch nicht so hoffnungslos entnationalisiert wurden wie die Stämme weiter im Süden. Die weiten Urwälder beherbergen gewaltige Wildmassen, denen der Pelzjäger nachstellt, sei es, um Edelpelze zu erbeuten, sei es, um Nahrung zu erwerben. Die Darstellung gibt ein treues Bild der Zustände im nördlichen Waldgebiet um den Großen Sklavensee. Daß gelegentlich kleine Vereinfachungen vorgenommen wurden, daß z. B. nur ein Ren erwähnt wird, wo sowohl Tundra- als auch Waldren vorkommen, dient der Erzählung.

Der Pelzjäger dringt noch heute vielfach in genau der Weise vor, wie es Black und Horn in der Erzählung tun. Teils im Rindenkanu, teils zu Fuß, teils mit Hundeschlitten durchschweifen die Trapper die großen Wälder. Allerdings wird ihre Zeit bald geschlagen haben. Schon heute kann der einsame Jäger manchmal den Donner von Flugzeugmotoren vernehmen, die die Prospektoren großer Bergwerksgesellschaften oder des Staates nach Norden bringen. In den Tiefen dieses wilden Landes liegt Pechblende, aus der sich Radium gewinnen läßt, liegt Gold, liegen noch viele andere Bodenschätze. Von Süden her lichtet die Axt die Forste. Feuer brennt den Wald nieder, und aus dem nackten Boden läßt der Mensch seine Kulturpflanzen sprießen. Hier bietet Kanada eine Parallele zu den Verhältnissen, wie sie bei uns in den Zeiten der Germanen bis etwa zum Jahre 1400 herrschten, mit dem Unterschied, daß das Bild der Erde heute viel schneller umgestaltet wird denn ehedem.

So wird denn Stadt um Stadt dort oben emporwachsen, wo ehemals einsame Blockhäuser, primitive Forts gegen Indianer gebaut worden sind. Kanada verspürt, wie alle noch sehr ursprünglichen Länder, die neue, schnelle Zeit besonders stark. Es ist fraglich, wie viele Generationen eine solche Erzählung wie der „Pelzjäger" noch als zeitgemäß empfinden werden.

Der Pelzjäger

Abenteuer im hohen Norden

von Franz Gf. Zedtwitz

1. Fortsetzung

Die Fahrt beginnt

„Go on!" Die ungeheure Fichte schüttert bis in ihrem sonnennahen Wipfel hinein, der durch Jahrhunderte über den Wald hinausragte. Noch ein Axthieb und noch einer. Weiße Splitter fliegen aus der Wunde, die die Schneide gebissen hat. Horn tritt zurück. Mit strahlenden Augen sieht er zum letzten Male, was er in den vergangenen Monaten oft genug gesehen hat.

Der Baum wankt, knarrt, stöhnt auf, dann taumelt er hin und her, besinnt sich noch einmal, und nun beginnt er zu fallen. Immer schneller, immer schneller neigt sich der Wipfel, die breiten Schirmäste sausen durch die Luft, ein ungeheures Geprassel ertönt, und der Baumstamm dröhnt auf den Boden. Noch ein Bäumen im Leib des gefallenen Giganten, dann ist nur mehr das Rieseln der Äste zu hören, die der fallende Baum aus den Wipfeln seiner Kameraden geschlagen hat.

„So, und jetzt ist Feierabend!" Die Holzfäller drängen sich zusammen, schütteln Horn die Hand. „Alles Gute im Land", rufen sie. „Und verlerne nicht, wie man einen Baum schlägt!"

Ein Holzfäller wandert durch die Nacht nach Waterways, ein Trapper kommt dort an. Mögen andere Bäume schlagen, er hat jetzt Besseres zu tun. Vor allem heißt es, fünf erstklassige Hunde ankaufen. Mit den Hunden steht und fällt die ganze Fahrt. „Hunde, gute Hunde", denkt der Mann noch einmal, ehe er auf seiner Pritsche einschläft.

Am nächsten Morgen wandern die beiden Freunde Black und Horn aus der Siedlung hinaus. Die grauen Blockhäuser werden seltener. Der Wald tut sich auf, er verschluckt den Steig, auf dem sie dahinschreiten, diesen eigenwilligen Steig, auf dessen Sohle die letzten, harten Eisfladen abtauen, während der lockere Schnee im Walde bereits völlig verschwunden ist.

Wildes Gekläff! Die Hunde im Indianerlager schlagen an. Da stehen sie zwischen den Fichten, dürr, halb verhungert; denn ein Roter kümmert sich nicht um so nebensächliche Dinge, wie um das Leben eines Hundes. Dem einen ist das Auge von einem Peitschenschmitz zugeschwollen, dem anderen fehlt die halbe Rute. Und mager sind sie, jämmerlich mager! Es wird nicht leicht sein, die besten auszusuchen.

Zwischen den Zelten lungern die Rothäute herum. Dunkel blicken die Augen unter dem schwarzen, straffen Haar hervor. Stählern spannen sich ihre Muskeln. Aber sonst ist wenig Erhebendes an ihnen zu bemerken. Sie hüllen sich in uralte, abgelegte Kleiderfetzen, hocken unter schmierigen Zeltplanen, braten über dem offenen Lagerfeuer ein paar Forellen. Die Weiber sind genau so verdreckt wie die Männer, und die Kinder stehen ihnen darin nicht nach. Ein paar husten. Die hat die Tuberkulose beim Nacken, neben dem Schnaps das verderblichste Geschenk des weißen Mannes. Sie werden nicht mehr alt, die Indianer. Irgendwann wird sie die Schwindsucht unter Blutspucken endgültig in die ewigen Jagdgründe befördert haben.

„Hallo!" Die beiden Männer kennen die Indianer, die immer wieder nach Waterways kommen, bis sie auf einmal die Sehnsucht nach der Ferne packt. Dann verschwinden sie spurlos in den großen Wäldern, wo der Elch seine Riesenfährte in den Grund stampft. Ein paar Worte zur Begrüßung. Nun sitzen die Trapper am Lagerfeuer. Bedächtig zieht Black seinen Tabakbeutel hervor, stopft sich die Pfeife, gibt den Beutel Horn, der es ebenso macht, und nun greifen auch die Indianer zu. Sie sind nicht eben bescheiden, sie betteln wie Jungvögel im Nest. Am liebsten möchten sie den ganzen Beutel behalten.

Ein Adler dreht im seidigen Frühlingsblau seine Kreise, hoch, so hoch, daß er nicht viel mehr darstellt als einen goldenen Punkt unter dem leuchtenden Himmel. Unversehens holt Horn ein Fernrohr hervor. Es ist ein uraltes Fernrohr, solch ein unpraktisches Ding aus blitzendem Messing, dessen Linsen nicht mehr ganz fest in den Fassungen sitzen. Er zieht genießerisch die Röhren auseinander, legt das Okular ans Auge und starrt hindurch nach dem Adler. „Oh, herrlich", stammelt er mit dem Ausdruck höchster Wonne. — Die Blicke der Indianer werden scharf und lüstern. Die Sonne blinkt auch zu schön auf den Messingrohren! Der Häuptling streckt eine braune Kralle nach dem Fernrohr; aber Horn läßt es nicht aus den Augen. Er stöhnt vor Bewunderung!

Der alte Black unterdrückt ein Schmunzeln. Den ersten Teil der Lektion im Umgang mit Rothäuten hat der Junge schon begriffen. Man kann nämlich nicht einfach zu einem Indianer gehen und sagen: Ich möchte einen Hund kaufen. Entweder würde er dann überhaupt nicht verkaufen wollen, oder aber die Preise würden verrückt in die Höhe schnellen. Wenn man aber seine Begehrlichkeit weckt, ist es möglich, alles zu bekommen, was man braucht.

„Gib Indianerjimmy auch einmal die Zauberröhre!" Der Häuptling hat seine Würde vergessen; jetzt muß man handeln.

„Das ist die Röhre Allesnahe", erklärt Black. „Siehst du den Adler, den Totenvogel deines Stammes? Da oben kreist er, unerreichbar. Die Röhre holt ihn nahe heran. Sie holt auch den fernen Berg nahe heran, und man kann sehen, ob Elche darauf stehen oder nicht. Viele Meilen Marsch spart diese Röhre. Oh, es ist köstlich, sie zu besitzen. Horn ist sehr glücklich, daß er diese Röhre besitzt!"

Aus der Hand von Horn empfängt der Häuptling das Fernrohr. Er sieht hindurch, grinst. Dann betrachtet er die Bäume, endlich die Zelte.

„Man kann sie auch umgekehrt ansetzen", spricht Black weiter. „Dann ist alles ganz weit weg. Wenn du jemand nicht nahe sehen willst, blicke durch die umgekehrte Röhre. Sofort ist er weit entfernt!" — Die Rothaut dreht gehorsam das Fernrohr um, und nun ist alles tatsächlich ganz klein. Er schnalzt aufgeregt; die Stammesgenossen drängen sich herzu, um ebenfalls diesen Zauber genießen zu können. Kurze Ausrufe der Bewunderung klingen auf.

„Schenke armen Indianerjimmy diese Röhre", fordert der Häuptling.

„Oh, nein", sagt Horn, „diese Röhre ist zu kostbar. Ich brauche sie auf der Jagd!"

Schweigen. Alle paffen angestrengt vor sich hin.

„Du willst nach Norden?" sagt der Häuptling, „du brauchst Ausrüstung. Ich haben Ausrüstung. Meine Weiber nähen Mokassins, Handschuhe, Pelze!" Black macht eine wegwerfende Handbewegung. Lächerlich, so etwas zu bieten.

„Ich haben Kanu und Schlitten", trumpft der Indianer auf.

„Mein Freund hat alles, was er braucht!"

Der Indianer schüttelt den Kopf. Warum sind diese beiden Männer eigentlich gekommen? Er hat ganz sicher geglaubt, daß sie handeln wollten. Auf alle Fälle läßt er die gebratenen Forellen kommen. Mit den Messern werden sie zersäbelt; man ißt die Stücke aus der Hand. Hungrig schleichen die Hunde ums Feuer. Ab und zu fliegt ein glühendes Scheit nach ihnen; aber sie kommen immer wieder. Ein Indianerhund, der nicht stiehlt, verhungert! — Unauffällig besieht sich Horn die Hunde. Es sind ein paar dabei, die man brauchen könnte. Nur nicht voreilig sein!

„Brauchst du Hunde?" fragt der Indianer unvermittelt. „Ich haben viele Hunde, starke Hunde, guten Leithund. Ich kann geben ganzes Gespann!"

„Eigentlich brauche ich keine Hunde", meint Horn geringschätzig. — In den dunklen Augen des Indianers blitzt es auf. „Du aussuchen ganzes Gespann, ich nehmen Zauberröhre!"

„Höre", sagt Horn, „ein ganzes Gespann ist viel zu wenig für dieses herrliche Ding."

„Du kannst Hunde selbst aussuchen!"

„Weil du es bist, will ich dir die Röhre dafür überlassen, ich sehe ja selbst, daß du ohne sie keinen ruhigen Augenblick mehr haben wirst!"

Der Indianer triumphiert, er will das Fernrohr haben. „Erst die Hunde", sagt Horn, „sobald ich die Hunde habe, gehört das Fernrohr dir!"

Es ist nicht leicht, einem halbverhungerten Hund anzusehen, ob er erstklassig ist oder nicht. Man muß die Linie des Rückens

prüfen, muß die Länge der Pfoten berücksichtigen, muß sehen, ob die Läufe nicht etwa einwärts gedreht sind. Das Feuer des Auges, die größere oder geringere Frechheit, alles muß bedacht werden. — Es geht gegen Abend, als die beiden Trapper ihre fünf Hunde zusammengefunden haben.

„Hier hast du die Röhre, Jimmy", sagt Horn und gibt dem Indianer das Fernrohr. „Ich hoffe, daß deine Hunde ebensogut sind wie meine Röhre!"

Jimmy gestattet sich ein Grinsen. Er hat das sichere Gefühl, die Blaßgesichter übers Ohr gehauen zu haben. So etwas freut einen Mann. Freilich, sie haben sich tatsächlich die besten Hunde ausgesucht; aber das macht nichts, es sind genug Hündinnen im Lager, die neue werfen können.

Als die Männer durch den nächtlich schweigenden Wald heimwärts schreiten, klingt ein wüster Lärm hinter ihnen her. In hoher Fistelstimme kreischen die Indianer ihre Lebenslust hinaus, tanzen um das rot zuckende Feuer, singen, was sie so singen nennen. Hi-hi-hi-ho-he-ho tönt es durch den Forst. Die Hunde blaffen. Ihre Kameraden, von denen sie nun getrennt werden sollen, heulen ihre Abschiedsgrüße. Wild bäumen sich die mageren Köter in ihren Halsungen.

„In drei Tagen geht es los", sagt Black. „Das war das Schwerste!" Wortlos drückt ihm Horn die Hand.

Es ist tatsächlich das Schwerste gewesen. Munition, Gewehre, Angelzeug gibt es beim Krämer, Fallen bei der Pelzhandelsgesellschaft, deren Faktoreien überall im Norden liegen, um den Strom des Pelzwerks aufzufangen, der alljährlich von Norden nach Süden sickert. Ein Kanu ist auch zu haben, Geschirre für die Hunde, Schlitten, alles ist käuflich zu erstehen.

„Das kostet eine Stange Geld", findet Horn.

„Es soll ja auch eine noch längere Stange bringen", antwortet Black.

Fertig! Die Sonne ist noch nicht über den Wäldern von Waterways aufgegangen, im Osten steht eben erst ein blasser Streif. Ein paar Vögel begrüßen jubelnd den Nordlandfrühling. Das ist alles.

Durch die Nacht, die feucht von Tau ist, wandern die beiden Männer zum Fluß. Sie ordnen die längst in Bündel gepackte Ausrüstung säuberlich neben den Booten zu Haufen, sie holen die kläffenden Hunde heran, die nur zu gerne eine Beißerei zur Feier dieses Morgens veranstalten würden. Sie haben noch keine Gelegenheit dazu gehabt, ihre Kräfte zu messen, und so brennen sie darauf, festzustellen, wer nun eigentlich der Stärkste ist. „Still, Digger und kusch, Engle", schelten die Männer. Bei Tage kann man die Kerle leichter auseinander prügeln als bei Nacht. Einmal werden sie sich ja doch keilen, aber dann soll es wenigstens nicht dunkel sein.



Gierig langt der Indianerhäuptling nach dem Messingfernrohr

Jetzt kommt alles auf die richtige Platzverteilung an. Die schweren Bündel kommen ganz hinten ins Heck der Boote aus Birkenrinde, die sich an beiden Enden krumm emporbiegen. Seit ungezählten Jahren haben die Indianer diese Form erfunden. Es ist den Weißen kaum etwas zu verbessern geblieben. Dann heißt es die Hunde verstauen. Der Weg führt durch die Talschlucht des Athabaska. Man kann die Köter also nicht am Ufer nebenher laufen lassen, sie würden sich verirren.

Dieses Verstauen der Hunde ist vielleicht das schwerste Stück Arbeit. Immer wieder knurrt einer, zeigt die Reißer, will auf die anderen los. Drei Tage lang haben die verhungerten Indianerköter zu fressen gehabt, und schon sind sie frech geworden. Wenn sie sich auch noch lange nicht mit Blacks wohlgepflegtem Gespann vergleichen können, so steckt doch schon genügend Kraft in ihnen, um alle Teufel in ihren Hundeherzen aufzuwecken.

Und so gibt es immer wieder Geknurr und Gegroll, und die lange Fahrpeitsche klatscht immer wieder über die fünf Kerle, die nun endlich im Kanu stilliegen sollen, bis sich die struppige Sippe beruhigt und bis sie eingesehen hat, daß es zweckmäßiger ist, stillzuliegen. „Paß bloß auf, daß dir die Köter nicht in den Schnellen rebellisch werden", ruft Black, „sonst schwimmst du zum zweiten Male in deinem Leben!"

Die letzten Packen kommen in die Boote, die Angelleinen werden zur Hand gelegt, die Büchsen liegen schußfertig in Greifnähe. „Fertig?" fragt Black. Er wittert wie ein Spürhund über den breit dahinströmenden Fluß hinaus, über dem die Morgenschleier ziehen. Die Enten sind schon unterwegs, die Flüge fuchteln aus pfeifenden Schwingen klingelnd vorüber. „Fertig", antwortet Horn feierlich.

„Dann also los!" Es ist keine Zeit zu irgendeiner Gefühlsduselei, denn jetzt beginnt das wilde Nordlandleben, das Leben von der Hand in den Mund, das Leben, bei dem jeder zeigen kann, ob er ein Kerl ist oder ein Jammerlappen. Black steigt bedächtig in sein Kanu, herrscht seinen Leithund Tom an, der es wagt, den Kopf zu heben, packt das Paddel und stößt ab. Das Kanu dreht sich in den Strom, tänzelt, wendet und schießt flußab davon.

Horn steigt ebenfalls in sein Boot. Ein wilder Jubel will in ihm hoch, aber er unterdrückt ihn. Zur Rechten brennt die Welt in rotem Feuer, die Sonne steigt empor, schwarz stehen die zackigen Umrisse der Fichten vor dem aufbrennenden Licht, über den Fluß läuft eine Bahn von Blut und Gold. Der Nachen steuert in die Wellen hinein, die fließende graue und rote Ringe auf ihren Nacken tragen. Kraftvoll furcht das zweite Kanu hinter dem ersten her.

Ein guter Fang

Horn rudert schärfer. Es ist gut, daß er während der ganzen langen Zeit, die seit seinem ersten Ausmarsch vergangen ist, Holz gefällt hat. So lacht er über die geringe Mühe, die dazu nötig ist, das Boot in Gang zu halten. Rasch schießt er hinter Black her, holt auf und schließt sich ihm an.

Beide Männer sprechen kein Wort. Glatt und gleichmäßig strömt der Athabaska dahin. Waterways ist hinter der Kehre verschwunden, sie haben keinen Blick mehr zurückgeworfen. Sie starren voraus, begutachten die Strömung, achten auf die Wirbel. Da und dort ist ein Stamm vom hohen Ufer heruntergebrochen, ist versackt, hat andere Bäume abgefangen, und so starrt an solchen Stellen ein ganzes Verhau von Wurzeln und Ästen gen Himmel. Diese Stellen muß man in weitem Bogen umschiffen, denn hier kentert ein Kanu, ehe man sich dessen versehen hat. Man muß auch darauf achten, wo sich Sandbänke, ewig wandernd und nach jedem Hochwasser an einer anderen Stelle, in der Kräuselung der Oberfläche offenbaren. Diese Stellen sind nicht schwer zu erkennen, denn nun geht die Sonne auf. Ein Ball von wilder Glut steht sie inmitten eines langen Dunststreifens im Osten, hebt sich, wird mit jeder Minute heller, gelber, weißer, bis sie endlich in voller Kraft den jungen Tag bescheint.

Eine Bisamratte rudert eilfertig quer über den Fluß und taucht, als sie die Boote herannahen sieht. Am Ufer steht ein Virginiahirsch. Seine Decke ist winterfalb, sein junges, in langem Bogen erst nach hinten, dann nach oben und vorn gekrümmtes Geweih ist mit pelziger, reich durchbluteter Basthaut überzogen. Aus großen Lichtern äugt er auf die Kanus. „Laß ihn", sagt Black, als Horn zur Büchse greift, „das hält uns zu sehr auf."

Der Hirsch senkt sein Haupt zur spiegelnden Flut, als wolle er trinken. Dann packt ihn jäh die große Furcht vor dem Menschen. Er wirft sich auf den Hinterläufen herum, daß das Wasser aufspritzt, und prescht in das Erlengehölz hinein, das hier das flachere Ufer begleitet. Das Letzte, was die Männer von ihm sehen, ist der auf und ab wippende weiße Wedel.



Schlag um Schlag treiben die beiden Trapper ihre Boote weiter den Strom hinauf — Zeichnungen: Scheurich

Weiter! Die Ufer werden steiler. Geschichtetes Gestein drängt die Wasser des Athabaska zusammen, daß sie gurgelnd dahinschießen. Die Wellen klatschen an den hohlgeschliffenen Ufern empor, da und dort tanzt eine Schaumkrone zwischen drehenden Wirbeln, in denen Unrat kreist. Härter hauen die Paddel in die Flut, schärfer passen die Männer auf. Dort oben hängen Bäume mit unterspülten Wurzeln, Bäume, die eben noch ihr bißchen Leben verteidigen können und die in einer halben Stunde oder im nächsten Jahre herunterpoltern werden, wenn der Fluß es so will oder wenn der Sturm sie aus dem Boden dreht.

Dann werden die Ufer flacher. Pappeln heben sich schlank aus dem jungen Grün, das die Bisamratte liebt. In den sumpfigen Auen ist sie zu Hause, sie und der Elch, den seine breiten, weitgespaltenen Hufe sicher über trügerischen Grund tragen.

„Ich denke, es wird Zeit, an uns und die Hunde zu denken", meint Black. Er blickt noch einmal geradeaus, legt dann, als er den Fluß ruhig dahinziehen sieht, das Paddel weg und macht die Angelleine klar. Der Fisch ist hier oben dumm. Er steht in Massen im Fluß, er füllt die Seen. Ein handfester Haken, ein Happen Fleisch daran, ein Stück Fisch, alles Weitere kann man denen da unten überlassen.

Die Männer nehmen die Leinen und werfen den Haken mit dem Köder über Bord. Jetzt heißt es rudern, damit die Leine sich spannt und der Köder lockend dahingezogen wird.

„Nummer eins!" lacht Horn und wirft eine silberne Forelle, deren schillernde Seiten veilchenfarben überlaufen sind, ins Boot. Der Fisch schnellt sich silbern aufsprühend herum. Die Hunde machen Miene aufzustehen. „Wollt ihr wohl!" Die Peitsche knallt, die Hunde strecken sich wieder.

Ein Stich ins Genick schneidet den Lebensfaden der Forelle durch. Sie hat den Köder abgerissen. Aber das macht nichts, ein Streifen Fleisch aus ihrer Flanke ist ein ausgezeichneter neuer Köder. — Unterdessen hat auch Black gefangen. Wieder läßt Horn den Köder ins Wasser gleiten. Da zieht er hin; aber kein Fisch kommt auf den Einfall, ihn anzunehmen, während Black Fisch um Fisch heraufholt. Sollte sich die Lockspeise vom dreifachen Stahlhaken, dem Drilling, gelöst haben? Horn holt die Leine ein. Da reißt es ihm die Schnur beinahe aus der Hand. Zischend schießt sie ins Wasser. Mit aller Kraft hält er gegen, packt das Paddel und steuert, so gut es geht. Donnerwetter, der Bursche ist ja fast stark genug, um ein Kanu mitten im Athabaska gegen die Strömung zum Stillstand zu bringen!

„He, Black, warte ein wenig, mein Fisch läßt mich nicht so schnell nachkommen!" „Soviel Zeit haben wir schon", kommt es gemütlich von drüben zurück.

Hilft nichts, man muß den Kerl nach allen Regeln der Kunst ermüden, denn es ist unmöglich, ihn heranzuholen, wenn er nicht will. Wenn man nicht aufpaßt, reißt er die Leine durch wie Bindfaden. Also heißt es, den Fisch zu führen, ihm keinen Zentimeter Leine mehr zu überlassen als unbedingt notwendig ist, und unter keinen Umständen den steten Zug zu unterbrechen. Wird die Leine schlaff, so schlägt dieser wilde Kämpfer sich los.

Da, jetzt scheint er fürs erste genug zu haben, denn er läßt sich nahe ans Boot heranholen. Ein Hecht ist es, ein Riesenhecht, einer von den bronzefarbenen Räubern mit dem veralgten Schädel, einer, der zehnpfündige Fische zum ersten Frühstück zu verspeisen pflegt! Wild schäumt das Wasser auf, denn die breite Schwanzflosse kommt hoch und peitscht die Oberfläche des Athabaska zu Schaum. Und dann stößt der Fisch wieder in die rettende Tiefe des Flusses.

Dem Burschen muß man anders kommen, sonst kann das noch stundenlang dauern. Horn schlingt die Leine um die Faust und rudert darauflos, was das Zeug hält. Der Hecht wird flußab geschleppt, ob er will oder nicht. Er reißt das Maul auf, bekommt nicht genug Frischwasser an die Kiemen, wird schlapp. Der Zug auf der Leine wird geringer.

„Heran mit dir." Horn holt die Leine ein; da kommt der Hecht hoch. Noch einmal versucht er zu tauchen. Dann blendet sein messingfarbener Bauch an der Oberfläche. Er ist erschöpft gekentert, hat das Spiel verloren gegeben. Griff hinter die Kiemen. Hoppla! Das Kanu schöpft beinahe Wasser; aber dann ist der Koloß an Bord. Rasch den Garaus gemacht, sonst bringt er zu guter Letzt noch das leichte Fahrzeug zum Kentern.

„Der genügt für deine Hunde", meint Black, der mit unbewegtem Gesicht unterdessen einige kleinere Fische gefangen hat. „Ich habe auch meine Portion zusammen. Dann wollen wir einmal loslegen!"

Rudern, rudern, rudern! Der Tag eines Trappers zählt soviele Stunden als die Sonne am Himmel steht. Es hat keinen Sinn stillzuliegen, wenn ein herrlicher Tag über den großen Wäldern

steht, wenn der Himmel wolkenlos niederleuchtet und die Sonne vom Aufgang bis zum Untergang scheint. Essen, das hat Zeit, das kann man abends auch tun. Dieses bißchen Paddeln ist ja keine große Arbeit, wenn die Strömung die größte Arbeit verrichtet.

Sie haben die Fische ausgenommen, haben sie mit Zeugfetzen zugedeckt. Jetzt ziehen sie dahin auf dem stillen Fluß, über dem die Keile der wilden Gänse dahinrudern. „Die wollen auch ins Land", meint Horn. Black nickt zustimmend. „Das muß man gesehen haben", erzählt er. „Ich bin einmal einen Sommer lang in den Barren-Grounds geblieben, hatte einfach kein Lust nach Süden zu gehen. Damals war ich noch ein ganz junger Kerl, ungefähr so alt wie du. Ich hatte mich an Indianer angeschlossen, waren ganz brave Kerle, und weil ich von der Jagd niemals mit leeren Händen nach Hause kam, ließen sie mich gelten. Wer da oben keine Nahrung für den Stamm verschaffen kann, hat nicht mitzureden. Ja, was ich eben sagen wollte. Wenn die Moossteppe zu blühen beginnt, gibt es an der Küste Plätze, wo man ganz einfach von einem Nest ins andere tritt, weil kein leerer Platz dazwischen geblieben ist. Der reinste Eiertanz, sage ich dir! Enten, Gänse, Taucher, Regenpfeifer, dazwischen Adler und Falken, alles brütet. Dann ißt man von morgens bis zum Abend Eier, Rührei, gekochte Eier, wie man eben Lust hat. Wenn bloß die verdammten Mücken nicht wären! Die können nicht nur einen weißen Mann zur Verzweiflung bringen. Damals schoß ich einen Kodiakbären, einen Kerl wie ein kleines Haus. Der stand immer nur da und wischte sich mit den Pfoten über die Augen. Er war von oben bis unten mit Eigelb bekleckert, und die großen Möwen machten einen Heidenlärm um ihn. War übrigens ein Unsinn ihn zu schießen, der Pelz war ja wertlos. Na, man war eben jung. Eine Kralle habe ich noch von ihm. Da hängt sie an der Uhrkette!"

Horn staunt die Kralle an. Auch der Grizzly hat eine tüchtige Handschuhnummer, aber das ist nichts dagegen. „Ob wir solch einem Burschen wohl einmal begegnen werden?"

„Kann sein, daß es uns nachher lieber ist, wir waren ihm nicht begegnet", antwortet Black. „Es ist schlecht Kirschen essen mit einem Kodiakbären, der sich geärgert hat! Will dir einmal bei passender Gelegenheit etwas davon erzählen. Aber jetzt gib acht, da kommen die ersten Schnellen!"

Der Fluß zwängt sich in einen Engpaß hinein. Himmelhoch stürmen die schwarzen Schiefermauern rechts und links zum Himmel, so hoch, daß die Bäume an ihrem Rande ganz klein erscheinen. Es dröhnt und donnert, scharfe Linien sind in die Oberfläche des Flusses geritzt, Wellen bäumen sich schäumend, und schon geht der Tanz los.

Die Nachen hüpfen und bocken, der Sog der Strömung packt sie und will sie drehen, Spritzwasser schlägt über den Rand. Steine stehen spitz aus dem Fluß, sie zischen vorbei. Dann ist alles nichts mehr als eine Lawine von schäumendem Gedonner, die steil niederschießt. Horn möchte am liebsten losschreien, der Kampf macht Spaß! Er steuert, schlägt mit dem Paddel, die Gischt weht weiße Fetzen gegen sein Gesicht, das Kanu springt an wie ein durchgehendes Pferd. Da ist alles vorbei.

„Genug für heute", sagt Black. „Die Sonne geht unter." Sie steuern eine flache Uferstelle an und landen. Wild kläffend springen die Hunde an Land.

Am Lagerfeuer

Das geht nun Abend für Abend so. Wenn die Sonne sinkt oder wenn der Tag hinter grauen Wolkenschwaden und Regenschleiern schlafen geht, landen sie. Sie haben den Athabaska hinter sich, sind quer über den Athabaskasee gerudert und bei Fort Chipewyan vorbei in den Sklavenfluß eingefahren. Der trägt sie nun Tag um Tag nach Norden, immer weiter nach Norden.

„He, Black, Fisch und nichts als Fisch, ich denke, unsere Hunde könnten eine Abwechslung brauchen!"

„Du wohl auch, was? Na, wenn es sich gerade trifft, kannst du ja eine Kugel in die Natur knallen, aber nicht vor Nachmittag. Wir haben gute Fahrt gemacht, da können wir es uns ja leisten!"

Horn läßt seine Augen nicht vom Ufer los, soweit der tückische Fluß dies gestattet, versteht sich. Es ist doch zum Teufelholen: Stets hätten sie in all den letzten Tagen etwas erlegen können, einen gewaltigen Wapitihirsch, einen Elch, einen der frechen Schwarzbären, aber heute ist nichts los.

„Na, ob wir nicht doch die Leinen wieder auswerfen?" fragt Black.

„Es scheint fast, als ob das notwendig wäre!" knurrt Horn ärgerlich. Wozu hält er eigentlich die Büchse über den Knien? In diesen albernen Wäldern ist heute scheinbar kein Wild zu Hause.

Da hebt „Eagle", der beste unter seinen Hunden, den Kopf und zieht heftig Wind ein. Der Luftzug kommt von rechts, vom Ufer her. Da muß Wild stehen.

Ein kleines Tal, aus dem ein Bach in den großen Sklavenfluß mündet, steigt zwischen lockeren Fichten empor. Horn bohrt seinen Blick in die Fichten, und tatsächlich, dort ist ein dunkler Fleck, der nicht hingehört. Man kann nicht genau erkennen, was das eigentlich sein soll. Es kann ein Bär sein oder auch ein Elch; aber ein jagdbares Wild ist es jedenfalls.

„Black, dort geht unser Abendessen spazieren", murmelt er. „Landen!"

Lautlos gleiten die Kanus ans Ufer. Die Hunde werden an Bäume gebunden, damit sie nicht stören; dann pürscht Horn los. Erst findet er sich in dem furchtbaren Durcheinander sturmgebrochener Riesenbäume nicht zurecht. Er duckt sich, schleicht ganz langsam um jede Ecke, denn bei der Jagd ist das ruhigstehende Wild gegenüber dem Jäger, der sich bewegt, immer im Vorteil. Wenn man nicht ganz vorsichtig hinter einer Deckung hervortritt, ist die Beute verschwunden, ehe man die Büchse an die Wange gehoben hat.

Vorsichtig meidet der Trapper jeden Dürrast, und das ist nicht leicht, denn der ganze Boden liegt voll Geknick. Zum Glück hat es gestern geregnet, so daß nicht jedes Ästchen, auf das man tritt, mit viel Geräusch zerbricht.

Da wo ein paar junge Ahornbäumchen ihr frisches Grün entfaltet haben, ist der dunkle Fleck wieder zu sehen. Horn kann auch jetzt noch nicht genau erkennen, was es ist, denn eine mächtige Fichte liegt quer vor dem kleinen Laubholzhorst und behindert die Einsicht. Lautlos legt der Mann die Sicherung der Büchse herum.

Eine schwarze Linie erscheint hinter dem gefallenen Stamm, hebt sich höher. Jetzt weiß er, was es ist. Es ist ein Schwarzbär, der sich emsig damit abmüht, mit den Nägeln seiner Pranken das morsche Holz des Stammes zu zerpflücken, um an die Larven heranzukommen, die im Holz leben, und die er gerne frißt.

Einen Augenblick lang nimmt der Trapper das Bild in sich auf, wie da der Bär kraftvoll und unglaublich gewandt seine Zimmermannsarbeit verrichtet. Da kläfft unten am Fluß ein Hund auf. Der Bär wirft den Kopf hoch, und seine kleinen, dunklen Augen heften sich auf den Jäger. Zu spät! Ein scharfer Knall peitscht in den Abendfrieden. Petz taumelt, überschlägt sich hinterrücks vom Stamm herab und bleibt hinter dem Gewirr der abgesplitterten Äste liegen. Dort hört man ihn herumarbeiten. Vorsichtig schleicht Horn sich näher.

In diesem Augenblick wird der Bär wieder hoch, und jetzt ist er böse. Die Ohren angelegt, die weißen Reißer entblößt, kommt er an, eine rollende Kugel. Aus dem Maul flockt ihm weißer Geifer und roter Schaum. Nun, er kommt nicht weit. Auf zehn Schritt läßt Horn ihn auflaufen, dann setzt er ihm in aller Ruhe die zweite Kugel mitten auf die Stirne, und die hämmert den Bären wie eine Riesenfaust einfach flach in den Boden hinein. Da liegt er.

In aller Ruhe macht sich Horn daran, den Bären aus der Decke zu schlagen. Er muß schon seit geraumer Zeit aus dem Winterlager aufgestanden sein, denn er ist nicht mehr so mager, wie es Bären zu sein pflegen, die einige Monate durchgeschlafen haben. Er hat sogar schon eine ganz schöne Schicht Speck unter dem zottigen Balg sitzen, gut für die Hunde.

„Ganz brav", ertönt eine Stimme hinter ihm, „das gibt einen ordentlichen Braten. Aber ein bißchen unvorsichtig war es doch, mein Junge, einen angeschweißten Bären so mir nichts, dir nichts anzugehen. Ich würde warten, bis er verendet ist, denn mit dem ersten Schuß, Lunge herein, Lunge heraus, hätte er es nicht mehr lange gemacht."

„Na, nichts für ungut", fährt Black fort, als er sieht, daß sich Horn ärgert. „Ich bin man bloß ein alter Mann, und da ist man nicht mehr so draufgängerisch. Heute lasse ich Petz allein sein Testament machen, früher wäre ich wahrscheinlich auch drauflosgegangen. Wenn man jung ist, ist man eben etwas hitzig. Es ist bloß eine verdammte Sache, so einfach von vorne auf den Schädel zu ballern. Wenn der Bär den Kopf bloß ein bißchen hebt, rutscht die Kugel am Knochen ab und dann hat er dich beim Wickel. Na, es ist ja alles gut gegangen. Bei deinem dreißigsten Bären hast du es auch nicht mehr so eilig, verlaß dich darauf!"

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, macht sich der alte Mann daran, den Bären, den Horn unterdessen sauber aus der Decke geschlagen hat, zu zerlegen. „Heute abend zimmere ich ein Tragbrett, wir haben noch soviel Platz im Kanu, um es mitzunehmen. Wir werden es zwar erst hinter dem Großen Sklavensee dauernd benötigen, aber was getan ist, ist getan. Heute müssen wir das Fleisch eben so zum Lager schaffen!"

Sie schleppen die mächtigen Fleischstücke talab. Die Nacht kommt leise herauf. Die Eule schreit im Walde. An den Bäumen blaffen die Hunde, und jetzt werden sie ganz toll und wild, denn sie riechen das frische Blut. „Wartet nur ein wenig", lacht Horn, „ihr bekommt euren Teil ab!" (Fortsetzung folgt.)

Der Ritt über die Ostsee

In der Nacht vom 18. zum 19. Februar 1918 fährt schmetternd der Alarm in die deutschen Stellungen im Raum vor Riga. Es geht wieder los! Herr Trotzki hat in Brest-Litowsk die deutsch-russischen Friedensverhandlungen zum Scheitern gebracht, und soweit es die Soldaten hier vor der russischen Wendenstellung angeht, haben sie seit Tagen in zitternder Spannung nur auf diesen Augenblick gewartet.

Herr Trotzki hat den Verhandlungstisch verlassen, der Waffenstillstand ist aufgehoben. Jetzt können sie angreifen. Und wieder tönt das alte Wort, das sie so oft hochgepeitscht hat aus den Gräben, aber ein neuer Sinn steckt jetzt dahinter.

„Raus!"

Sie brechen vor aus ihren schneeverwehten Stellungen und stürmen, und es macht ihnen nichts aus, daß sie bis zur Brust im Schnee dem feindlichen MG.-Feuer entgegenwaten müssen.

Sie treibt nicht mehr der Kampf, nicht mehr der Siegeswille. In ihnen lodert eine unbegreifliche, furchtbar sich entladende Wut. Vor ihnen steht kein Gegner, kein ehrlicher Feind; vor ihnen liegt ein Heer von Massenmördern. Die Armee, die Wladimir Iljitsch Lenin die „Stoßtruppe der Menschlichkeit" genannt hat und die in ihren roten Binden den Freipaß zur unausdenkbarsten Gemeinheit sieht.

Tag für Tag sind Menschen zu den deutschen Linien gekommen, die es eigentlich nicht mehr waren. Geschöpfe, die von nichts anderem mehr erfüllt waren als von unsagbarem Grauen, von wirrem und irrem Entsetzen. Menschen, denen es schlimmer ergangen war als gehetzten und geschundenen Tieren in der dunkelsten Vorzeit, da es noch kein Erbarmen, keine Gnade und kein Mitleid in dieser Welt gab. Als nichts herrschte denn der Urinstinkt.

Was diese Sendboten aus einer entfesselten Hölle zu berichten hatten, war nichts als Qual und Elend, als Mord und Brand und Bestialität. Sie erzählten von Gotteshäusern in den baltischen Landen, in denen die zusammengetriebenen Töchter der deutschen Bürger vor den Bajonetten und Flintenläufen der Sowjet-Pioniere tanzen mußten, um gefoltert, gequält, erschlagen und zerrissen zu werden, wenn sie sich weigerten oder die Kraft sie verließ.

Sie erzählten von gekreuzigten Pastoren, sie stammelten die Geschichte von den zwanzig deutschen Kaufleuten in Dorpat, die man lebendig begraben hatte.

Zum ersten und einzigen Male nennen deutsche Soldaten den Namen Trotzki mit grimmigem Haß. Sie haben all das Furchtbare anhören müssen und konnten nichts tun.

Jetzt dürfen sie stürmen.

So jagen sie hervor aus ihren Stellungen, mitten im nordischen Winter, und vor ihnen zerstiebt der Sturmtrupp der Weltrevolution, aber auf seinen Spuren bleibt unermeßliches Leid zurück. Wunden und Furchen, die auf ewig eingerissen bleiben werden im Gesicht der Menschheit.

Sie hetzen durch die schneedurchrieselten Tage und die mondhellen Winternächte. Keine Rast gibt es, keine Pause. Aus beschlagnahmten Schlitten bilden sie fliegende Abteilungen, und immer tiefer geht es in das südliche Estland hinein.

Auf der Brust eines ermordeten Pfarrers finden sie dann eines Tages einen Zettel. In ungelenken Buchstaben steht darauf: „Reval aber bekommt Ihr nicht. Reval wird vernichtet. Wir werden alles erschlagen, was deutsch spricht. Die Weltrevolution haltet Ihr nicht auf."

Die Weltrevolution schiert sie einen Dreck. Sie lachen über das Gestammel, aber Reval, das ist eine andere Sache . . .

Es würgt ihnen den Atem ab, aber sie müssen es sich eingestehen. Reval ist nicht zu retten. Sie können rasen und hetzen, aber nicht fliegen.

Von Süden sind sie vorgestoßen, und hoch oben im Norden liegt Reval.

Gott sei dieser Stadt, Gott sei ihren Bürgern gnädig!

*

In Reval beginnt der rote Spuk, der Totentanz, den Moskau mit blutigen Farben in die weißverhangene Winterwelt malt. Mord im Namen der Weltrevolution, und noch einmal Mord!

Brand und Zerstörung im Namen des Genossen Lenin, eine Orgie des Grauens und der Blutsucht im Namen der Menschlichkeit. Hier sind wir noch Herr, wir, die „rote Elite". Hier sind wir noch sicher!

Und so gehen sie Schritt für Schritt vor. Haus für Haus nehmen sie sich vor, Stadtviertel auf Stadtviertel.

„Reval bekommt Ihr nicht!"

In dieser Zeit geschieht es, daß genau wie in der Nacht zum 19. Februar vor der russischen Wendenstellung auf den Inseln Dagö, Ösel und Moon deutsche Alarmsignale die Nacht zerreißen. Die Scharfschützenbataillone formieren sich, die Landsturmregimenter, und die Totenkopfhusaren steigen in die Sättel.

Nach Reval wollen wir reiten!

Nur ein Weg ist frei, und der geht über die zugefrorene Ostsee.

Erst im vorsichtigen Schritt, dann im Trab und schließlich sogar auf langen Strecken im Galopp preschen die Totenkopfhusaren quer über das Meer auf Reval zu, wo rote Kommandeure mit beruhigtem Blick auf die Karte feststellen, daß sie sicher sind. Die deutsche Nordgruppe kann sie nicht erreichen. Die Ostsee liegt dazwischen, und nur ein Heer von Aberwitzigen, von Selbstmördern oder aber von Heiligen kann ihrer Meinung nach aus dem Norden kommen.

Wenn das ganze Meer zugefroren wäre in einem wüsten Getürm von Eisblöcken und Schollen, dann wäre es vielleicht denkbar, wenn auch Wochen dazu gehören müßten, größere Truppenmengen mit Gepäck über das Eis zu bringen.

Wie steht es aber hier?

Der Meerbusen ist erfüllt von warmen Strömungen. An vielen Stellen — und kein Mensch kennt sie — ist die Eisdecke nur ein oder zwei Finger stark, nur eine dünne Haut.

Da und dort ziehen sich kilometerweite Risse, in denen das blanke Wasser lauernd auf sein Opfer wartet.

Es ist keine Gefahr, und weiter gellen die russischen Mündungen die Musik zum Totentanz von Reval.

Indessen reiten die Totenkopfhusaren, und wenn sie Galopp reiten, dann sitzt hinter jedem Mann der Tod im Sattel. Das ist auf den Strecken, da weiß verschneit der zugefrorene Meeresspiegel sich als glatte Ebene reckt, nachdem Mann und Pferd Stunden und Stunden über das Getürm von messerscharfen Klippen und hochgeschobenen Schollen steigen, gleiten und fallen mußten. Wie ein weißgedeckter Tisch, so liegt das Meer da, aber das bedeutet auch, daß hier der Frost noch nicht lange seine Herrschaft angetreten hat. In jeder Sekunde kann es geschehen, daß es knirscht und brodelt, ein dunkler Spalt sich auftut, blitzschnell weiterreißt zu einem gähnenden, mörderischen Schlund.

Nicht dran denken! Reiten!

Eskadron Galopp!

Sie liegen auf den Hälsen ihrer keuchenden Tiere und sehen nicht mehr auf den Boden unter sich, der das Meer ist, sie denken nicht mehr an die Tiefe unter den schlagenden Hufen, sie denken nur, was im Armeebefehl stand, den man ihnen in der Nacht vorgelesen hatte, da sie vom Inselstrand auf das Meer hinausritten. — „Reval muß gerettet werden!"

Es geschieht, daß Kameraden stürzen. Es geschieht auch, daß die übermüdeten Tiere nicht wieder hochzubringen sind.

Nicht dran denken. Weiter.

Die Eskadron reitet Galopp, und ein paar verlorene Pünktchen bleiben zurück in der weißen Einsamkeit. Vielleicht finden sie die nachmarschierenden Landsturmkorps. Vielleicht auch nicht.

Reiten, nur reiten. Jede Stunde ist unzählige Menschenleben wert! — In den tiefhängenden Schneewolken über ihren Köpfen glauben sie den qualvollen Schrei der Hilflosen widerhallen zu hören; der Trommelwirbel der Hufe, das sind die Maschinengewehre, mit denen man die in Haufen zusammengetriebenen Frauen und Mütter zerfetzt.

Nicht denken! Keine Schonung!

Und weiter geht der keuchende, polternde, gespenstische Ritt der deutschen Soldaten über die Ostsee.

Einer schreit auf, ein zweiter und ein dritter. Pferde kreischen in Todesfurcht, Wasser spritzt, ein paar Eisschollen schwanken und schlagen knisternd am Rand auf, ein mächtiges dunkles Loch mit hochquellendem Wasser ist plötzlich da, wo eben noch eine Gruppe Reiter sich befand, aber halten, halten tun sie deswegen nicht.

*

Am 25. Februar erscheinen überraschend die Deutschen vor der Stadt und sind in ihren Mauern, bevor man im Roten Oberkommando ahnt, was überhaupt geschehen ist.

Reval ist gerettet.

Cl. L.

Wenn die Sirenen heulen

Gemütlich sitzt Vater Sachs mit den Seinen am Frühstückstisch. Mutter schmiert die noch bäckerwarmen Semmeln und Georg, der einzige Sohn und Stolz der Familie, wartet nur darauf, sie mit Genuß zu verschlingen.

Langsam und bedächtig entfaltet der Vater seine Morgenzeitung. Er liebt es, morgens in aller Ruhe zu essen und seine Zeitung zu lesen, um dann ebenso ruhig und ohne Hast seinem Büro zuzueilen. Lieber steht er eine halbe Stunde früher auf, aber die schöne Stunde am Frühstückstisch läßt er sich nicht nehmen. „Gib mir bitte auch ein Stück Zeitung", bittet Georg den Vater. Der schiebt die Lokalnachrichten über den Tisch, denn er weiß, daß es Georg nur darum zu tun ist, festzustellen, was in Berlin Neues geschieht.

„Das ist gut so", sagt er auf einmal. Mutter und Sohn sehen sich und ihn verständnislos an. „Was ist gut?"

Vater Sachs legt das Zeitungsblatt beiseite und wird ernst. „Also hört einmal richtig zu", sagt er, „in der nächsten Woche finden anläßlich der großen Herbstmanöver im ganzen Reich Luftschutzübungen statt. Zum ersten Male soll allen Deutschen gezeigt werden, daß die deutsche Luftabwehr und der deutsche Luftschutz vorbildlich in Ordnung sind und zu jeder Zeit und Stunde zum Einsatz bereit sind."

„Überall Luftschutzübungen?" fragt Georg ungläubig, „auch bei uns in Berlin? Geht denn das überhaupt?"

„Ja, gerade in Berlin wird eine besonders große Übung mit Fliegerangriffen und allem Drum und Dran stattfinden. Und das finde ich eben so vernünftig, deshalb sagte ich ja vorhin, das sei so gut.

Berlin ist die Hauptstadt des Reiches. Vier Millionen deutscher Menschen wohnen hier. Tausende von lebensnotwendigen Betrieben schaffen in Berlin.

Vor allen Dingen aber befinden sich alle amtlichen Gebäude von der Reichskanzlei bis zu den Ministerien in Berlin. Es ist daher einfach unbedingt notwendig, daß gerade die Reichshauptstadt, die bei eventuellen feindlichen Fliegerangriffen besonders gefährdet sein wird, für den Ernstfall gerüstet ist. Immer wird der Feind versuchen, in erster Linie die wichtigsten Punkte unserer Kraft zu vernichten. Einer von diesen ist unbestreitbar die Reichshauptstadt. — Das weiß die Regierung und unsere Wehrmacht. Darum findet die große Luftschutzübung in der nächsten Woche statt."

„Wie wollen sie das aber alles machen?" fragt die Mutter.

„Als erste und wichtigste Anordnung ist die Verdunkelungs-Anordnung herausgekommen. Alle Fenster und Türen müssen während der Verdunkelungszeit mit schwarzem Papier oder Tuch verschlossen werden. Kein Lichtschein darf nach außen dringen. Auch auf den Treppen und in den Hausfluren dürfen nur ganz schwache Lampen brennen, deren Schein nur in Kegelform auf die Erde fallen und auf keinen Fall von außen irgendwie bemerkbar sein darf."

„Das ist ja 'ne Pfundssache", freut sich Georg, „und wie soll das sonst noch alles weitergehen?"

„Das wirst du morgen in der Zeitung lesen. Jetzt mach', daß du in die Schule kommst. Es ist höchste Zeit", sagt Mutter Sachs. Erschrocken sehen Vater und Sohn auf die Uhr. Tatsächlich, beinahe hätten sie die Zeit verpaßt. Zum ersten Male eilen sie so schnell es nur geht die Treppen herunter. Vater schwingt sich auf seine Straßenbahn. Georg rennt zur Schule. Er darf keine Verspätung haben. So etwas ist ihnen noch nie begegnet. Aber die Sache mit der Luftschutzübung war ja auch zu neu, zu merkwürdig.

Luftschutz tut not.

Ein Volk, das sich nicht zu schützen weiß, kann schnell seine Freiheit und sein Eigenleben verlieren. Wenn anläßlich der großen Herbstmanöver ebenso große Luftschutzübungen durchgeführt wurden, so geschah das, um festzustellen, ob die Bevölkerung in Stadt und Land für den Ernstfall gewappnet ist.

Wie geht nun solch eine Luftschutzübung vor sich? In Zeitungen und Zeitschriften, auf Bildern und in Wochenschauen sieht das immer sehr einfach aus. Aber ungeheure Vorbereitungen sind nötig, um die restlose Durchführung zu verwirklichen. Das Wichtigste bei allem ist natürlich die Ruhe und Besonnenheit der Menschen. Nur wenn alle die Anweisungen der Regierung befolgen, wenn alle ohne Murren und Besserwissen ihre Pflicht erfüllen, in der Erkenntnis, daß es sich nicht nur um Dinge handelt, die sie allein angehen, sondern die ganze Bevölkerung, das ganze deutsche Volk. — Bei der Verdunklungswoche in der Reichshauptstadt konnte festgestellt werden, daß alle Anordnungen der zuständigen Stellen ohne weiteres und vorbildlich befolgt wurden. Nicht ein Fenster war erleuchtet. Nicht ein Lichtstrahl fiel auf die Straße. Die Berliner hatten alle die Räume, in denen sie sich aufhielten, so gut mit schwarzem Papier oder Tuch abgedunkelt, daß sie selbst bei hellster Lampenbeleuchtung sorglos in ihrem Heim sitzen konnten.

Die Straßenlaternen waren verlöscht. Selbst die Verkehrsampeln zeigten nur ganz geringen Lichtschein. Die Autos und Motorräder hatten alle ihre Lampen und Scheinwerfer bis auf ein Mindestmaß abgedunkelt. Trotzdem ereigneten sich während der ganzen Verdunkelungszeit keinerlei Unfälle.

Die Straßen werden gesäubert und entgast

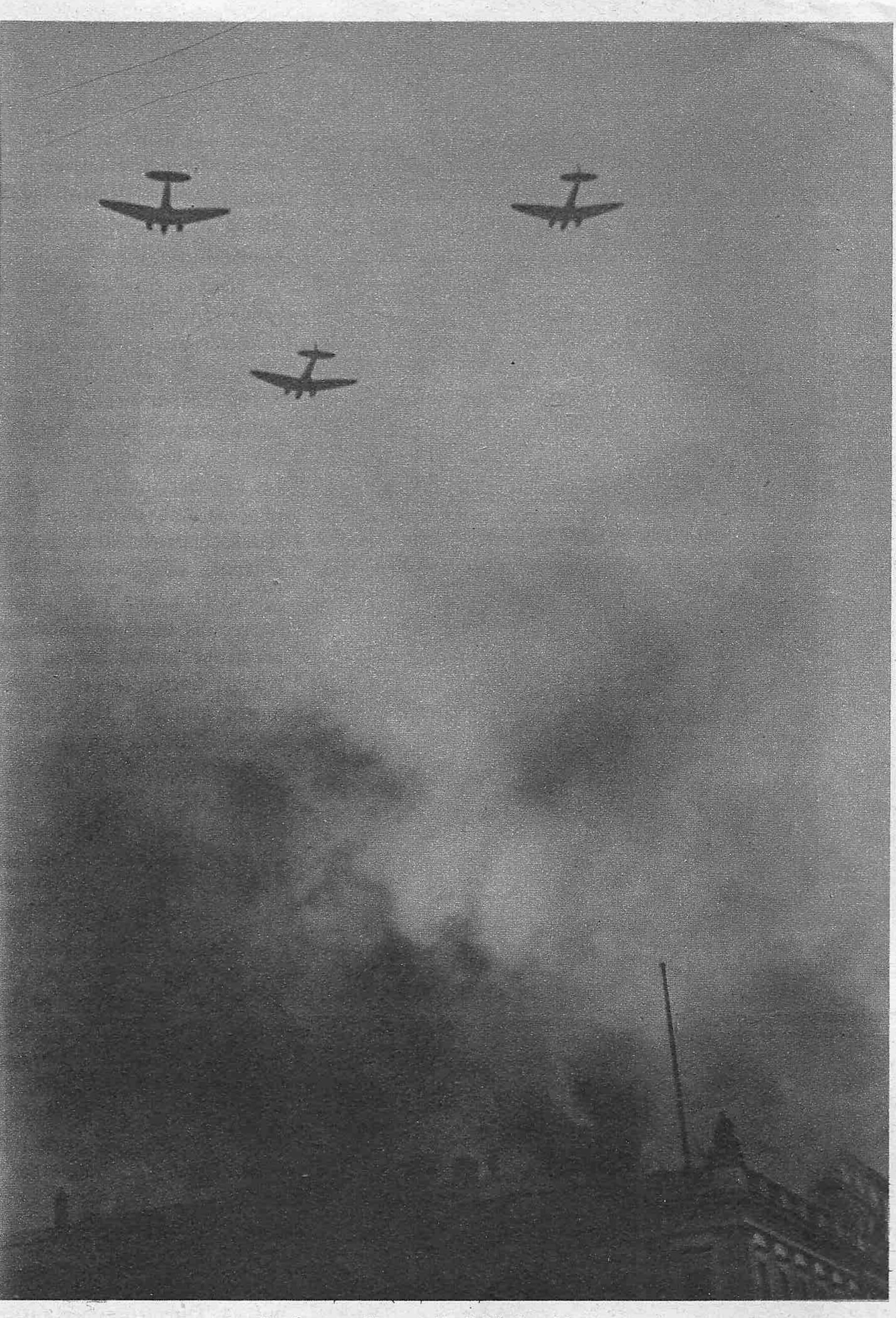
Alles denkbar nur mögliche war getan worden, um selbst in tiefster Dunkelheit den Fahrzeugen den Weg zu zeigen und die Sicherheit aufrechtzuerhalten.

Die Rinnsteine waren an den Straßenecken mit Kalk geweißt, auch die Laternen waren vorsorglich kenntlich gemacht. Bretterzäune, Baugerüste, Straßenkreuzungen, Bahneingänge — alles war mit Farbe oder durch Notbeleuchtung so gekennzeichnet, daß jeder auch in tiefster Nacht und Dunkelheit seinen Weg ohne Schwierigkeit finden konnte.

Die Verdunkelung ist jedoch nur ein Teil der großen Luftschutzübungen. Sie erfordert von allen nur ein paar kleine Unbequemlichkeiten, die schnell erledigt und behoben sind. Es müssen sich alle nur entsprechend den Anordnungen für den Ernstfall verhalten.

In Stadt und Land muß die Bevölkerung beim Ertönen der Alarmsirenen in erster Linie Ruhe und Besonnenheit wahren. Die Hausbewohner sind verpflichtet, ruhig, aber trotzdem mit größter Beschleunigung die Luftschutzräume aufzusuchen, und sofern im selben Haus kein entsprechender Raum vorhanden ist, den nächstgelegenen Luftschutzkeller aufzusuchen. Dabei dürfen sie aber nicht vergessen, die elektrischen Geräte abzuschalten, das Licht auszumachen, den Gashahn abzustellen. Besonders muß auf offenes Feuer geachtet werden. Niemand darf versäumen, die Wohnung beim Verlassen ordnungsgemäß zu verschließen. Wenn sich Kranke oder Säuglinge in der Wohnung befinden, bleiben die Pflegepersonen in der Wohnung.

Die Straßenpassanten haben sich bei Fliegeralarm auf dem schnellsten Wege in den nächsten Sammelschutzraum zu begeben. An allen Straßenecken weisen ihnen große Schilder die nächstgelegenen Schutzräume und geben sogar deren Entfernung in Minuten an. Wenn ein öffentlicher Sammelschutzraum nicht in der Nähe ist, braucht sich niemand zu ängstigen. Bei einem wirklichen Fliegerangriff bieten Keller, tiefgelegene Hauseinfahrten und ähnliche Räume genügend Schutz gegen Splitterwirkung, stürzende Mauern und Giftgas.



Bombenangriffe auf die Reichskanzlei — Aufnahmen: Piper

Ein Herumrennen auf freiem Gelände ist völlig sinnlos. Wenn kein genügend Schutz bietender Raum in der Nähe vorhanden ist, wirft man sich einfach flach auf den Boden. Möglichst ist allerdings ein Baum oder ein Strauch als Schutz zu suchen, bevor die Flugzeuge zu nah heran sind.

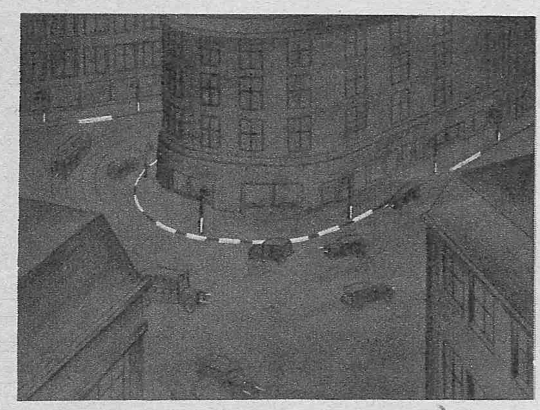
Auf alle Fälle muß es aber vermieden werden, im Ernstfall durch Umherlaufen die Aufmerksamkeit der feindlichen Flieger auf sich zu ziehen.

Auf den Wochenmärkten und in den Markthallen können die Verkäufer während einer Luftschutzübung bei ihren Ständen bleiben. Alle Marktbesucher aber müssen, genau wie die Menschen auf den Straßen, sofort die nächsten Sammelschutzräume aufsuchen und dabei die Märkte und Hallen in voller Ruhe verlassen.

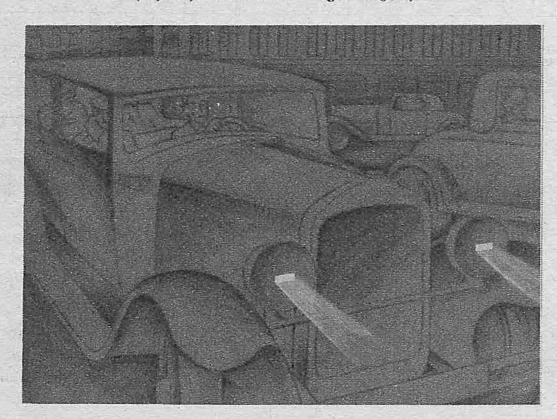
Anders ist es bei den Ladengeschäften. Der Inhaber und das Personal begeben sich in den Schutzraum des Hauses. Dabei darf aber nicht vergessen werden, die Ladenräume fest zu verschließen. Alle beim Fliegeralarm im Laden anwesenden Kunden suchen gleichfalls den für das Haus zuständigen Schutzraum auf.

Bereits aus diesen kurzen Angaben kann jeder erkennen, daß es bei genauer Befolgung aller Anordnungen durchaus möglich ist, einen geordneten Geschäfts- und Verkehrsablauf zu sichern. Die kurze Verzögerung, die das gesamte öffentliche Leben durch einen Fliegeralarm erfährt, ist völlig bedeutungslos gegenüber den gar nicht abzuschätzenden Vorteilen einer solchen Übung bei einem eintretenden Ernstfall. Das gesamte Privat- und Geschäftsleben und der gesamte Verkehr sind dann bereits auf einen Alarmzustand vorbildlich eingespielt. Durch diese vorsorglichen Maßnahmen wird verhindert, daß durch einen plötzlichen Fliegerangriff bei der Bevölkerung eine große Kopflosigkeit entsteht, die allein schon geeignet ist, schwere Unfälle herbeizuführen. Darüber hinaus würden im Ernstfall die feindlichen Flieger durch die Unordnung nur noch ein weit größeres Angriffsziel erhalten.

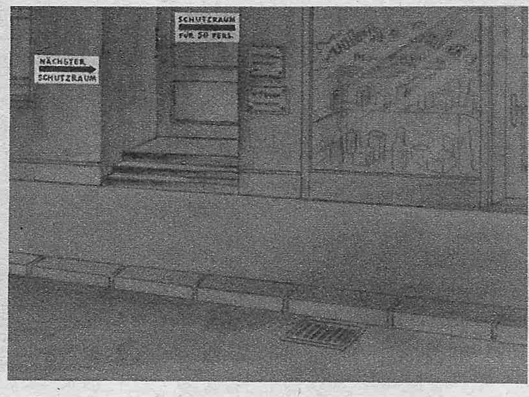
So aber liegen vor allem schon einmal die Straßen von allen Verkehrsteilnehmern ruhig. Autos, Fuhrwerke und



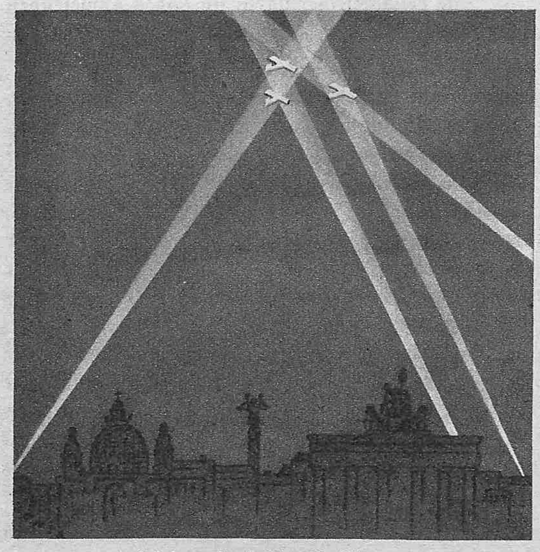
Gefährliche Ecken wurden gekennzeichnet



Abgedunkelte Autos fuhren



Wegweiser zum Luftschutzraum



Scheinwerfer suchten die Flieger

Zeichnungen: Peter Penta

Lieferwagen stehen in Nebenstraßen, wo zum großen Teil noch Baumreihen die Fliegersicht erschweren. Die großen Straßenzüge und Kreuzungen sind frei, so daß im Notfall die Rettungsmannschaften überall auf dem schnellsten Wege zu den gefährdeten Stellen in der Stadt gelangen können und an Hauseinfahrten, Pumpen und Hydranten herankönnen.

Bei einem Fliegerangriff bietet sich im Ernstfall ein völlig ausgestorbenes Stadtbild. Jedes Angriffsziel ist damit genommen.

Bei den großen Luftschutzübungen in Norddeutschland bot natürlich Berlin ein ganz besonderes Bild. Die große Luftschutzübung und der Fliegeralarm, der die Millionen Menschen der Riesenstadt überraschte, war mit seinen erfolgreich durchgeführten Abwehrmaßnahmen ein Hauptergebnis von ganz besonderer Art. Die sonst so von Leben durchflutete Hauptstadt des Reiches, in der es keine Minute der Ruhe gibt, in der immer Menschen schaffen und in der zu jeder Tageszeit die Straßen von dem gewaltigen Verkehr belebt sind, war bereits wenige Minuten nach dem Ertönen der Sirenen völlig ausgestorben.

Berlin war zum Luftangriff gerüstet und es dauerte auch nicht lange, da brauste schon das Donnern der Bombenmaschinen über die Stadt. Jagdflugzeuge jagten heran, um die Angreifer zu vertreiben. Die feindlichen Flieger hatten es besonders auf das Regierungsviertel abgesehen. Und hier wurde nun eine Übung gezeigt, wie sie im Ernstfall nicht natürlicher sein kann. Bald stiegen von verschiedenen Gebäuden große Rauchfahnen empor. Technische Nothilfe und Entgiftungstrupps kamen überall herbeigelaufen, um die ersten Schäden sofort zu beseitigen.

In vielen anderen Städten des Reiches sind diese umfangreichen Übungen in ähnlichem Maße verlaufen. Millionen Volksgenossen haben in allen größeren Städten durch ihr vorbildliches Verhalten bewiesen, daß die Stadtbevölkerung vor einem ernsthaften Flugzeugangriff sich zu sichern weiß.

Dabei darf jedoch keineswegs die Bedeutung der Flugzeugabwehr und des Luftschutzes auf dem flachen Lande und den Dörfern verkannt werden. In einem Kriege ist es selbstverständlich, daß der Feind in erster Linie versuchen wird, unsere Lebensmittelvorräte zu zerstören, um damit das gesamte Volk leichter niederzwingen zu können. Darum wurden auch in allen Dörfern die Luftschutzübungen mit dem gleichen Ernst und dem gleichen Einsatz aller Kräfte durchgeführt. Der Schutz der landwirtschaftlichen Maschinen, des Viehes und der leicht brennbaren Gebäude war hier die erste Aufgabe. Sowie der Fliegeralarm erscholl, wurde überall das Vieh aus den Ställen geholt und wo es möglich war, in einen nahen Wald oder in einen Park getrieben.

Bereits vor dem Fliegeralarm waren überall zwischen den Bäumen Stricke gezogen worden, um die Tiere anbinden zu können, damit kein wildes Durcheinander entstehen konnte. Vor allem mußte darauf geachtet werden, daß unter der Herde keine Verwirrung entstehen konnte und ein Ausbrechen der Tiere ein größeres Unglück verursachte. Auch auf dem Lande müssen genau wie in der Stadt die Entgiftungstrupps und alle anderen einsatzbereiten Mannschaften jederzeit zur Stelle sein und vor allen Dingen auch eine gründliche Ausbildung erhalten haben.

Vielfach stand die Bevölkerung in den Dörfern den Luftschutzübungen etwas mißtrauisch gegenüber. Aber nachdem die Gefahr der Zerstörung unserer gesamten Ernährungsvorräte auch hier richtig erkannt worden ist, haben sich auch alle geschlossen bei den Übungen des Luftschutzes eingesetzt. Nach dem Abschluß der großen Luftschutzübung konnte festgestellt werden, daß durch die vorbildliche Beteiligung auch der Landbevölkerung ein großer Teil der Gefahren feindlicher Flugzeugangriffe auf die Dörfer wesentlich an Bedeutung verloren hat. Und das ist eine ebenso große Beruhigung für die Bevölkerung unserer Städte, die dadurch die Überzeugung gewonnen hat, daß zum mindesten nicht ihre Ernährung unter den Angriffen feindlicher Bombengeschwader zu leiden haben wird.

Hieraus vermag jeder die große Bedeutung der Arbeit des Reichsluftschutzbundes zu erkennen, für die jeder Volksgenosse zur Mitarbeit verpflichtet ist. Die Luftschutzübungen besonders in den Dörfern haben bewiesen, in welch starkem Maße gerade auch die Jungen und Mädel hier wirksam mithelfen können. So hat auch die Jugend ihren Anteil an dem Gelingen der letzten großen Luftschutzübungen und an der Gesamtarbeit des Luftschutzes überhaupt.

Die Vergeltung

Eine Erzählung von Fritz Müller, Partenkirchen

In Pettenbach war dem Draxlertoni sein Haus niedergebrannt. Pettenbach hatte 13 Häuser, und der Draxlertoni hatte Nummer 13. Kein Wunder also mit dem Unglück. Es wurde ein Gemeinderat einberufen. Die Männer saßen da mit ihren Pfeifen, sahen einander an und pafften schweigend weiter.

Dem Pettenbacher Bürgermeister lag es auf der Zunge: „Liebe Gemeinderatsversammlung! Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß des Draxlertonis Haus verbrannt ist." Aber er verrauchte den Satz. Das wußte man ja ohnehin. — „Der Draxlertoni hat 40 Jahre lang als Knecht gespart, damit er sich im einundvierzigsten seine Nummer 13 hatte bauen können, im zweiundvierzigsten sind seine 40 Arbeitsjahre Rauch geworden, ich beantrage, daß im dreiundvierzigsten die Gemeinde dem Draxlertoni Hilfe leistet . . ." Hätte er sagen wollen. Sagte es nicht. Denn was sich von selbst versteht, braucht man nicht bereden. „. . . dem Draxlertoni Hilfe leistet, der mit Fuhren, der mit Sand, der mit Kalk und Steinen, der mit Holz und der mit Maurerarbeit nach Feierabend, jeder, so gut er kann . . ." Hätte er weiter beantragen sollen. Beantragte es nicht. Was beantragt ist, kann abgelehnt werden. Was nicht abgelehnt ist, kann noch gemacht werden.

Und so wäre die Sitzung wortlos wieder auseinandergegangen, wenn nicht der Lehrer gesagt hätte: „Und was soll nun hinein ins Protokoll?" — „Schreibt halt hinein, dem Draxler sein neues Haus kriegt Nummer 14!" Drei Tage nach der Sitzung war die Brandstätte aufgeräumt. Alle hatten mitgeholfen. Nur der Draxlertoni selber nicht. Der konnte nicht mehr. Das Unglück hatte ihn zerbröselt.

„Dann hat's auch keinen Wert, daß wir ihm weiterhelfen", sagte der Bachhies, dem's im Sinne lag, das Draxlergrundstück etwa für ein Billiges zu kriegen, „es steht auch nichts im Protokoll, sagt der Lehrer." Dabei stieß er mit dem schweren Bauernstiefel in den letzten Glutrest der Brandstätte. Wortlos bückte sich der Bürgermeister und schaufelte ein Stückchen Glut in seine Pfeife. Mit der ging er zum Draxlertoni. „Zünd'!" sagte er. Folgsam zündete der Toni seine kalte Pfeife an der Glut und war von Stund an wieder fleißig, karrte, zimmerte und bastelte an seinem Neubau.

Der Scheibenbauer war schon mit der sechsten Fuhre aus seiner Sandgrube am Platz. „So", sagte er und hob die Wagenbretter, daß der Sand wie Silber niederfloß. Ungewiß sah ihm der Draxlertoni ins Aug': „A bißl was hätt' ich schon noch in der Sparkass'." „Wirst es noch brauchen können!" — Der Sägmüller kam mit einer Fuhre Balken. „So", sagte er, „so, Toni." Der Draxlertoni kratzte sich hinterm Ohr: „Wennst halt mit dem Zahl'n ein wenig warten kunnst?" „Brauch net z'warten, is scho zahlt!" — Der Leitenmichl schmiß mit Gedröhn seine Fuhre Mauersteine auf den Grund. „So, Toni, so —" „Ja, und weg'n 'm Zahl'n." „Geh, man hört ja sowieso nix vor lauter Poltern." — Der Riesserbauer fuhr gar mit einer Ladung Schindeln an. Der Draxlertoni verwunderte sich: „Ja, wo hast denn die her?" „Überblieb'n beim letzten Decken. Aber red' net, vom Reden wird kein Neubau fertig."

So machten's alle. Nicht einer, der sich drückte. Doch, einer drückte sich, der Bachhies. Die Nachbarn kamen ihm allmählich drauf: „Bachhies, wieviel Fuhren hast schon für den Draxler —" „Jesses, gut, daß d' mich erinnerst, morgen fang ich an." Eine Woche ging ins Land. „Hast schon angefangen, Bachhies?" — „Jetzt, wo's Grummet reinkommt, bist denn narret?" — „Aber Bachhies, schau, wenn dir einmal dein Haus —" „Mein Haus ist mein' Sach'!"

Haus Nummer 14 wurde endlich fertig. Das letzte, was man daran machte, war der Blitzableiter. Tags darauf war seine Spitze umgebogen. Sie zielte auf des Nachbars Haus, zum Bachhies. Der Draxlertoni schüttelte den Kopf, kletterte aufs Dach und bog die Spitze wieder grad. Am andern Morgen war die Spitze wieder umgebogen, wieder wies sie auf das Nachbarhaus. Der Toni bog sie wieder grade. Es nützte nicht, sie zielte wieder auf den Bachhies —

„Laß es gut sein, Draxler", sagte der Lehrer. „Es ist eine Verschwörung, ich bring es im Gemeinderat vor." Das tat er denn und fragte feierlich, was die umgebog'ne Spitze zu bedeuten habe. Schweigen, langes Schweigen. „Verschwörung?" sagte endlich einer, „wenn zwischen vierzehn Häuser etwas reif ist, ist's von selber reif, Verschwörung braucht's da nicht."

Dann fing's an. Der Bachhies hatte einen Kirchplatz. Von dem fuhr er eines Sonntags blitzgleich auf. Spitze Nägel steckten im Sitz. Wenn der Bachhies mit seinem Wagen auf die Straße fuhr, fielen plötzlich alle Räder von den Achsen. „Ich klage!" rebellte der Bachhies im Dorf herum, „das Gericht bringt's raus, wer mir das antut —" Er wachte Tag und Nacht. Es passierte nichts mehr. „Aha, jetzt laßt ihr mir mei' Ruh!" Niemand gab ihm Antwort. Auf der Straße taten sie, als sähen sie ihn nicht. Mit einem dicken Taufschmaus richtet man alles wieder gerade, dachte der Bachhies. Die Schüsseln dampften, aber niemand kam.

Da wurde der Bachhies klein. Zum Bürgermeister ging er: „Ich habe in Mark und Pfennig umgerechnet, was auf mich getroffen hätt' — da, nimm!" Der Bürgermeister horchte auf das Ticken seiner Wanduhr. Kein Wort sprach er. Mit dem Ellenbogen wischte er das Geld vom Tisch. Sogar der Draxlertoni ging von Haus zu Haus: „Laßt's gut sein jetzt, er hat schon genug gebüßt . . ." Sie schauten durch ihn durch, als sei er Glas. „Schau, Bürgermeister, wenn ich selber ihm vergeb'n tät' —"

Der Bürgermeister rauchte schweigend seine Pfeife. In den Kringeln stand es lautlos, unerbittlich: Du? Was geht es dich an! Es handelt sich schon lange nicht um dich mehr! „Und dann, Bürgermeister, hat er sich doch gegen kein geschrieb'nes G'setz —" Der Bürgermeister sagte nichts. Nur in den Kringeln stand es wieder lautlos, unerbittlich: Ungeschriebene Gesetze sind die stärk'ren, und unter diesen ist das ungesprochene am stärksten.

Der Bachhies verkaufte Haus und Hof und zog in die Stadt. Dort ist er nicht weit gekommen.

Kartoffellied

Wer macht noch die Kartoffel schlecht? —
Es lebe das Kartoffelrecht!
Kartoffeln sind uns wie das Brot.
Kartoffeln lindern manche Not.
Die guten, die lieben
Kartoffeln!

Gibt es zum Mittag ein Gericht,
Da fehlt auch die Kartoffel nicht.
Seht nur, wie Hans sie runterdrückt!
Man denkt schon, daß er gleich erstickt
An dicken, an großen
Kartoffeln!

Und ist das Tagewerk vorbei,
Ertönt am Abendtisch Geschrei:
Schnell, Mutter, bring' die Schüssel her,
Uns hungert, ach, doch gar zu sehr
Nach weißen, nach runden
Kartoffeln!

Zur Erntezeit geht's burr und bumm,
Da läuft's bei allen Leuten rum:
Vom hohen Dorfgemeinderat
Der Schulzebauer wieder hat
Die schönsten, die größten
Kartoffeln!

Tlustek („Hilf-mit!"-Preis).

Bei den Texasdeutschen

Fahrtenerlebnisse in Amerika
Erzählt von Dr. D. Zwicker

Eisiger Wind fegte über die endlosen Ebenen des Staates Kansas, trieb seinen Schnee durch die schnurgeraden, langweiligen Straßen einer typisch amerikanischen Kleinstadt. Es war Ende Januar. Das Thermometer zeigte 20 Grad unter Null. Acht Tage Ferien standen vor der Tür. Diese Zeit mußte genutzt werden. Sofort ging ein Luftpostbrief an einen deutschen Freund nach dem 1000 km entfernten Cincinnati in Ohio ab: „Erwarte Dich am Sonnabend in Kansas City zur Fahrt nach dem wärmeren Texas." Mit Luftpost kam sofort die zusagende Antwort. Trotz Hochwassers und ziemlich vereister Straßen erschien mein Freund mit einem der riesengroßen, schnellen „Windhund"-(Greyhound-)Omnibusse am verabredeten Ort — allerdings mit sechs Stunden Verspätung!

Unser Wagen, der auf den schönen Namen „Chevroletta" hörte, wurde am Sonnabend noch einmal gründlich überholt. Fast fünf Liter Frostschutz verschwanden im Kühler. Schnell wurden noch Schneeketten besorgt und ein Ersatzreifen. Am Sonntag früh ging es dann los. Unser Bordradio wurde eingeschaltet, und dann fuhren wir fröhlich mit Musik in den kalten Wintermorgen. Obgleich wir dick in Decken eingewickelt waren, froren wir zuerst wie die Schneider; aber mit jedem Kilometer, den wir südwärts gelangten, wurde es wärmer. — Durch Missouri mit seinen schneebedeckten Viehweiden ging die Fahrt über die vereisten Ozarkberge hinein in das ärmliche Arkansas. Die Straßen wurden hoffnungslos, was unsere Stimmung nicht gerade förderte. Wie eine betrunkene Ente hüpfte unser Wagen von Schlagloch zu Schlagloch. Endlich überquerten wir die Staatengrenze von Louisiana.

Jetzt wurden die Straßen auf einmal mustergültig. Die Prachtstraßen dieses Staates sind fast alle ein Werk des „Hitlers von Louisiana", des berühmten Statthalters Huey P. Long, den die Kugel eines Juden im Jahre 1935 niederstreckte. Nach einem Abstecher nach Baton Rouge, der breit und mächtig am Mississippi gelegenen Hauptstadt des Staates, brausten wir auf einer autobahnähnlichen Straße hinein nach New Orleans.

Im Kreise der Deutschen Kolonie und der Besatzung des deutschen Lloyddampfers „Ingram" verlebten wir einen unvergeßlichen 30. Januar fern der Heimat. Bis in die Nacht hinein sangen wir mit unseren deutschen Kameraden unsere Lieder aus der Kampfzeit. Anschließend daran starteten wir zur Weiterfahrt nach Texas. Ein Herr der Deutschen Kolonie lotste uns mit seinem Wagen über eine der größten Brücken der Welt, über den „Vater der Ströme", den Mississippi, auf die „Staatsstraße Nr. 90" („US. 90"), die uns über Houston nach Austin (Texas) brachte.

Nördlich und südlich der Linie Austin—San Antonio liegen ausgedehnte deutsche Siedlungen. Schwerer, dunkler Ackerboden verleiht dem Land eine gewisse Ähnlichkeit mit der Magdeburger Börde. Nur gelegentlich ziehen sich sanfte Bodenwellen durch die weite Ebene. Ortsnamen, wie New Braunfels, Fredericksburg, Boerne, Waelder, Schulenburg, Rosenburg, verraten die deutsche Herkunft ihrer Gründer. Vor fast 100 Jahren sind die Vorfahren der heutigen Bewohner dieses Gebietes nach Texas gekommen. Wie würde es wohl den ehemaligen Landsleuten heute gehen?

„In 20 Minuten müßten wir in New Braunfels sein", stellte mein Fahrtgenosse aus der Karte fest. Es begann in Strömen zu regnen. Ein warmer, heftiger Schauer prasselte gegen unsere Windschutzscheibe. Dann brach die Sonne durch die Wolken. Ein richtiges Aprilwetter im Januar. „Stopp mal!" rief mich mein Freund plötzlich an, „wenn ich mich nicht sehr getäuscht habe, so stand an dem weißen Haus dort drüben „Schillerschule"!" Wir kletterten aus dem Wagen und sahen auf einem kleinen Hügel, einsam und verlassen, ein großes, weißes Holzhaus, über dessen Eingang tatsächlich groß und deutlich „Schillerschule" zu lesen war! Wir versuchten, in das Haus einzudringen; aber alles war vergeblich. Ferien! Das war Pech. Jedenfalls freuten wir uns mächtig über diese Inschrift. Auf fast 40 000 km Autofahrt durch Amerika haben wir nur einmal die Freude gehabt, eine solche Schule mit deutschem Namen zu finden. Die deutschen Inschriften sind in Amerika seit dem Weltkrieg selten geworden. Hier und da findet man in den großen Städten einen „Ratskeller" oder ein „Deutsches Haus" — alles andere ist dem Wüten der Deutschenfeinde im Weltkrieg zum Opfer gefallen. Hier aber stand stolz und weithin sichtbar: Schillerschule.

Weiter ging die Fahrt hinein nach New Braunfels. Das schmucke Städtchen sieht so echt und recht wie eine deutsche Landschaft aus. Die Straßen sind nicht mit dem Lineal abgezirkelt wie die meisten amerikanischen, sondern winklig und malerisch mit schönen, blumengeschmückten Vorgärten. Überall fanden wir deutsche Namen an den Läden. Das war uns nicht neu. Das hatten wir auch schon in Pennsylvanien, Ohio oder Wisconsin, sogar in New York gefunden. Hier waren aber sogar die Straßennamen zum großen Teil deutsch.

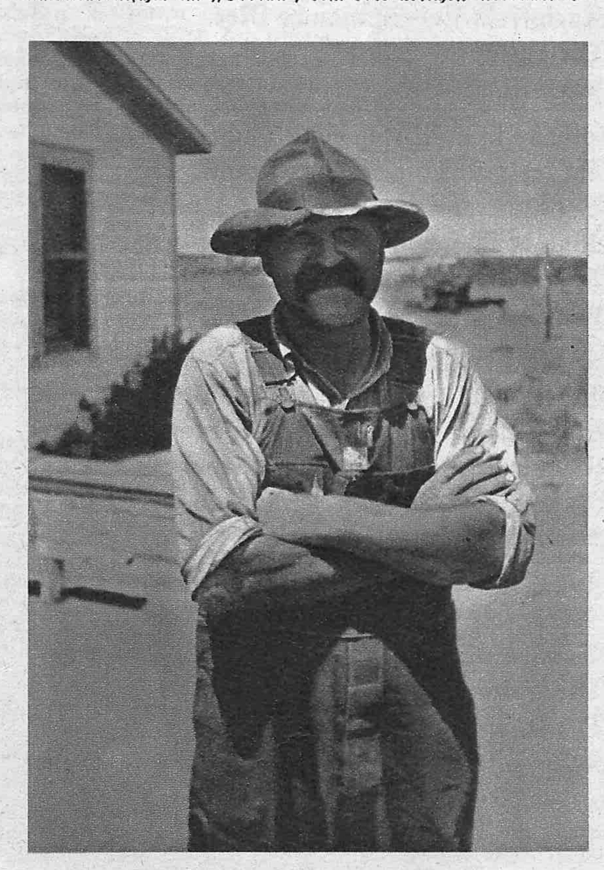
Wir gingen in einen Laden mit deutschem Firmenschild. Zu unserem größten Erstaunen redete uns der Verkäufer auf deutsch an! Als wir uns erstaunt ansahen, entschuldigte er sich auf englisch: „Entschuldigen Sie bitte, ich dachte, sie sprechen deutsch!" Das war uns in Amerika noch nicht passiert. Wie oft waren wir in vermeintlich „deutsche" Läden gegangen, aber der Schlächter Mr. Müller oder der Kaufmann Mr. Schäfer konnten gewöhnlich kein einziges Wort Deutsch.

Am „Steins Court" besuchten wir eine deutsche Familie. Diese lebte — so hörten wir — schon seit einigen Generationen in New Braunfels. Alle sprachen noch fehlerfreies Deutsch. Rührend war man an allem, was in Deutschland vor sich ging, interessiert. Man überschüttete uns mit Fragen. Nicht aus Neugierde oder Sensationslust, wie das drüben so oft geschieht, sondern aus wirklicher innerer Anteilnahme am deutschen Schicksal. Zu unserer größten Freude konnten wir feststellen, daß all die törichten und dummen Lügen, die man drüben über Deutschland verbreitet, hier nicht geglaubt wurden. „Zu schön, daß es in der alten Heimat wieder bergauf geht!" — „Nun ist Deutschland doch noch einmal zur Einheit gekommen. Für diese Einheit haben unsere Vorfahren im Jahre 1848 gekämpft!" sagte uns der alte, rüstige Großvater der Familie mit strahlenden Augen.

Viele dieser deutschen Familien in New Braunfels können ihre Herkunft von jenen Tausenden deutscher Einwanderer herleiten, die kurz nach der Revolution von 1848 vom Deutschen Adelsverein in Texas angesiedelt wurden. Auf eine solche Familie stießen wir am selben Tage in der Umgebung von New Braunfels.

Auf der Weiterfahrt hielten wir kurz hinter New Braunfels an der Straße nach Fredericksburg an einem Bauernhof. Der Farmer mochte etwa 45 Jahre zählen. Er trug den typisch amerikanischen blauen „Overall", d. h. eine Leinenhose mit Leibchen und Trägern daran. Als er auf dem Hofe die Olympiaplakate an unserem Wagen und unser „Deutschland"-Schild an der Wagenscheibe sah, begrüßte er uns aufs herzlichste: „Sie sind Deutsche? Na, wie geht es denn drüben in der alten Heimat?" Wir mußten

Amerikadeutscher im „Overall", dem dort üblichen Arbeitskleid



in die „gute Stube“ kommen und erzählen. — Durch eine weite Halle betraten wir das geräumige, große Haus. Jagdtrophäen schmückten die Wände. In einem Schrank standen sauber geölte Jagdgewehre. Die Zimmer waren freundlich und hell. Mein Blick fiel gleich auf ein schönes, tiefschwarzes Wurlitzer Klavier und eine bronzene Beethovenbüste. Ein breiter, eichener Bücherschrank, in dem deutsche und englische Bücher standen, nahm fast die halbe Wand ein.

Dann erschien die Frau des Hauses. Sie war einfach und schlicht gekleidet, eine stattliche, vornehme Erscheinung, der man nichts „Bäuerisches“ anmerkte. Man hätte sie für eine deutsche Gutsbesitzersfrau der Vorkriegszeit halten mögen. Zwei Söhne — hörten wir — studierten an der Universität in Austin. Die Tochter war noch zu Hause. Die Eltern sprachen selbstverständlich und sicher Deutsch, die junge Tochter mit leichtem fremden Tonfall. Um uns eine besondere Freude zu machen, wurde die alte, goldverzierte Familienbibel hervorgeholt. Darin war vorn eine Art Stammbuch eingeklebt. Wir entnahmen daraus, daß die Familie aus der Kasseler Gegend stammte und im Jahre 1848 nach Texas eingewandert war. Bis zum heutigen Tage hatte sie sich deutschblütig erhalten. Auch einen der Söhne des Farmers lernten wir kennen. Er schrieb gerade an einer Arbeit über das Deutschtum in Texas.

Das ganze Hauswesen machte einen wohlhabenden, gepflegten Eindruck. Stolz führte uns der Farmer, der übrigens „Musterfarmer“ in seinem „Distrikt“ war, durch seine großen, sauberen Ställe. Er hatte etwa 70 blanke, glatte, schwarzweiß gefleckte „Holstiens“, Holsteiner, im Kuhstall. Alles war blitzsauber. Elektrische Melkeinrichtung war ebenfalls vorhanden. Auf dem Hof standen Höhenförderer, Dreschmaschinen und Fordtrecker. Unser Farmer bewirtschaftete fast 1000 Morgen Land. Längs des Wohnhauses stand eine große Garage. Darin fanden wir zwei große Chevroletlieferwagen, mit denen die Molkereiprodukte zur Stadt gefahren wurden, und selbstverständlich einen „V 8“-Fordprivatwagen. Leider mußten wir bald weiter. Mit einem herzlichen „Grüßt mir Deutschland schön!“ verabschiedeten sich die lieben Farmersleute von uns.

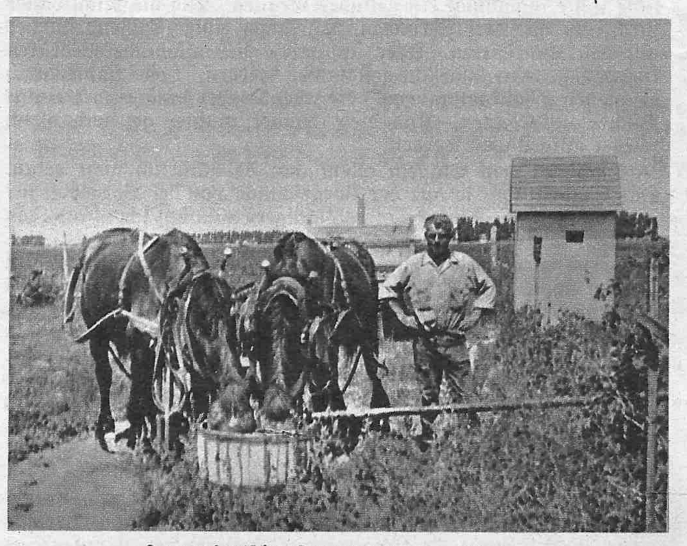
Etwa 50 Meilen vor Austin machten wir eine Tankpause. Wieder vermittelte uns unser „Germany“-Schild eine nette Bekanntschaft. Ein großer, breitschultriger Mann kam auf uns zu und sagte ganz unvermittelt: „Ihr seid Daitsche? Mein wife (Frau) auch daitsch. Ganze community (Gemeinde) hier daitsch. Ihr müßt my wife sähen!“ Er fuhr mit seinem Fordwagen voraus und wir folgten ihm dichtauf. Dann wurden wir der ganzen Familie vorgeführt. Schließlich zog er noch mit uns zu seinem Schwager. Dieser war hauptberuflich Friseur und betrieb außerdem in einem angrenzenden Laden einen Bierausschank. Dieser Schwager unseres neuesten Bekannten war Irländer, sprach aber das vollkommenste Deutsch, das ich je von einem Ausländer gehört habe. „Hier muß man als Geschäftsmann Deutsch können, sonst ist man aufgeschmissen (!)“, erklärte er uns. Wir lächelten etwas ungläubig. „Setzt euch mal an den Tisch dort drüben. Hier habt ihr ein Glas Bier und wartet ab.“ Ganz wie in einem Dorfkrug der Heimat erschienen bald die Farmer der Umgebung zum Abendschoppen. Sie setzten sich an einen Tisch: „Mir bringen Sie ein Helles!“ — „Ich bekomme ebenfalls eins!“ Wir waren starr vor Staunen.

Wir setzten uns zu den Farmern an den Tisch, und bald war eine fröhliche Unterhaltung im Gange. Aus allen Teilen Deutschlands stammten die Farmer. Einige saßen schon mehrere Generationen lang in Texas, andere waren aus dem Norden zugewandert, andere noch in Deutschland geboren. Diese letzten sprachen oft noch ihre heimatliche Mundart. Wieder mußten wir Fragen über Fragen über das neue Deutschland beantworten. Sorge und Liebe sprachen aus all diesen Fragen. Mit Erbitterung erzählte man uns aus den Tagen des Weltkrieges, da man versuchte, alles Deutsche auszurotten. Unerschütterlich haben diese Deutschen im Fegefeuer der mörderischen Kriegspropaganda gestanden. Als Amerikaner, die es nicht dulden wollten, daß man ihre Mutter Deutschland, daß man das Land Goethes und Schillers in den Schmutz zog. Viele, viele waren nicht innerlich stark und gefestigt genug, um sich in dieser Flut des Hasses und der Gemeinheit zu behaupten. Sie gingen darin unter und dem Deutschtum verloren. In den Städten war das stärker der Fall als auf dem Lande. Bis auf wenige Ausnahmen — so erzählten uns die Farmer erbittert — wurden alle deutschen Schulen geschlossen. Die Kinder der meisten Deutschstämmigen gingen in die amerikanische Schule, vergaßen ihr Deutschtum und wurden restlos amerikanisiert.

Diese Bauern hier in Texas — den Eindruck gewannen wir aus unserer Unterhaltung in jener Dorfschenke — haben allen



Dann ging die Fahrt nach Süden



Junger deutscher Farmer bei seinen Pferden

Aufn.: Dr. Zwicker

Stürmen besser getrotzt, weil sie geschlossen, dicht beieinander wohnend, gesiedelt hatten. Die deutsche Grundschule, die deutsche Sonntagsschule, die deutsche Predigt waren und sind die Stützen ihres Volkstums.

Noch ein anderes lernten wir: Starke, unheimliche Kräfte sind heute wieder am Werk, um diesen letzten Treugebliebenen ihr Deutschtum zu nehmen. Es gehört schon Mut dazu, sich heute zur alten Heimat, besonders aber zum neuen Deutschland zu bekennen, in einem Lande, in dem der Weltfeind die öffentliche Meinung beherrscht. Die jüngste Generation der Deutschen drüben — sogar in Texas — ist schon stark amerikanisiert, weil die Zufuhr jungen Blutes aus Deutschland fast ganz aufgehört hat. Aber eine starke, im Kampf erprobte Minderheit wird auch diesen neuen Vernichtungsfeldzug gegen das Deutschtum siegreich überstehen! — Nur ungern trennten wir uns von unseren Farmern. Als sie uns zum Abschied ihre harten Hände reichten, trugen auch sie uns heiße, liebe Wünsche und Grüße an Deutschland auf. Wir brausten hinaus in die dunkle Nacht zu einer Ohnehaltfahrt hinauf ins eisige Kansas City, um ein großes Erleben reicher.

Einige Tage nach der Rückkehr schickte mir ein Texaner aus New Braunfels ein Gedicht des Deutsch-Texaners Pedro Ilgen, das von dem herrlichen Geist der Deutschen zeugt, und das hier noch hergesetzt sei:

„Wir haben lang in Kümmernis gesessen,
Ein doppelt Weh brach schier das Herz entzwei,
In Tränen haben Kriegsbrot wir gegessen
Und gingen wie im Joch der Sklaverei.
Denn unser Heiligstes aus Kindertagen
Riß aus dem Herzen uns die blinde Wut.
Man hat die Mutter uns ans Kreuz geschlagen
Und sich ergötzt an ihrem Marterblut.
Doch führte man uns auch nach Golgatha,
Wir sind noch da!

So sind wir!

Geschichten von Jungen und Mädeln der HJ.

Um eine Jungvolkbücherei

Das war nach der großen Büchersammlung. Jedes freie Plätzchen war in der Jungbanndienststelle mit Büchern belegt. Die Stapel lagen vom Fußboden bis zur Decke und von der Decke bis zum Fußboden. Selbst die besten Kenner der örtlichen Verhältnisse faßte manchmal ein gelindes Grauen. Und die Nichtkenner fürchteten alle drei Sekunden, daß ihnen einige Dutzend Bücher auf den Kopf fielen. Aber auf solche nebensächliche Bedenken konnte jetzt keine Rücksicht genommen werden. Denn immer noch erschienen „Rollkommandos", die irgendwoher immer noch einige Bücher mitbrachten. Und diese Bücher mußten ja auch gleich wieder aufgestapelt werden.

Doch mit dem Stapeln allein war es natürlich nicht getan. Das Stapeln war ja nur der Vorgeschmack von der Vorarbeit für die kommenden Büchereien. Wichtiger nämlich schon als das Stapeln war das Sichten. Auch das wurde schon eifrig besorgt. Während vorn an der Tür noch feste gestapelt wurde, fingen am Fenster schon einige Schriftgelehrte an, die Riesenmengen sichtend auszuwählen und die Böcke von den Schafen zu sondern. Ach, das war eine Arbeit! Donner, Donner! Und was man da so zu sehen bekam. Gut gemeint hatten es die Spender ja vielleicht, aber zu brauchen waren solche „wertvollen Geschenke" nun in einer Jungenbücherei doch wahrhaftig nicht. Kein Wunder, daß jetzt der Stapel „unbrauchbare" immer höher und höher stieg, während sich der Stapel „brauchbare" nur sehr viel langsamer auffüllen ließ.

Frau Geheimrat Wincklers Kochbuch „für eine deutsche Hausfrau" befand sich in guter Gesellschaft. Da waren die Berichte einer medizinischen Vereinigung zur Heilung des Kropfes aus dem Jahre 1885, in Ganzleinen gebunden. Es lagen daneben die „Liebesbriefe der Marquise von X" in reizvollem Buntdruckeinband. Eine Geschichte vom „Glück und Ende eines Raubmörders" fehlte ebensowenig wie eine längere Betrachtung über naturgemäße Lebensweise und Lauwarmwasserkuren.

Schade, von solch schönen Dingen wollen nun einmal Pimpfe nichts wissen. Darum mußte das ganze Zeug eben raus. So sehr die guten Einbände zu bedauern waren. Hätte man nur jemand gekannt, der für seinen Bücherschrank Bücher meterweise benötigte. Der hätte die ganze Makulatur sicher schon um der Leder- und Leinenrücken willen gern gekauft. So war alles ohne Barmherzigkeit dem Trödler verfallen. Selbst das Kochbuch der Frau Geheimrat Winckler ging diesen Weg.

Und es ging ihn mit vielen, vielen anderen. Von rund 10 000 Büchern, die im Laufe einer langen Zeit eingetrudelt waren, blieb knapp die Hälfte als brauchbar zurück in der darum allmählich wieder leerer werdenden Dienststelle. Diese 5000 guten Bücher, die nicht von den höllisch dröhnenden Einstampfmaschinen gefressen wurden, erhielten eine himmlische Pflege. Schäden am Einband wurden ausgebessert, ein fehlender Rücken wurde ersetzt, vielleicht sogar ein fehlender Einband. Schließlich gab ihnen eine sorgende Pimpfenhand einen gut zugeschnittenen Schutzumschlag und das Bibliotheksexemplar der Jungvolkbücherei war fertig.

Ja, es war fertig, bis auf die Katalogisierung. Mit dieser begann die Arbeit von neuem. Große Listen wurden aufgestellt nach Verfassernamen und nach Sachgebieten. Komplizierte Zähl- und Prüfsysteme wurden ausprobiert und schließlich festgelegt. Dann wurden wieder die jetzt wohleingebundenen Bücher nach Gruppen gestapelt und schließlich notiert. Kleine Klebezettel kamen auf den Schutzumschlag und auf das Buch. In die Listen trug man einen entsprechenden Vermerk ein. So ging das Stück für Stück, unaufhörlich, bis auch der letzte Band an seinen endgültigen Platz auf dem selbstgezimmerten Regal gestellt war. Die Bibliothek im Rohbau war vollendet.

Der „Herr Bibliothekar" blickte stolz auf die Bücher in der Runde, „organisierte" sich schnell noch aus einem anderen Dienstraum einen kleinen Tisch für seine Karteikästen, rückte die Ordner an ihren Platz und lächelte siegesgewiß: „Jetzt kann es losgehen! Wir katalogisieren!"

In der Schwimmstunde

Jungmädelführerinnen und Sorgen? Sorgen um einen Grundschein im Schwimmen? Das paßt wohl nicht zusammen. Natürlich hat jede von uns einige Bedenken — aber, wir werden es schon schaffen! 17-Meter-Streckentauchen ist für die eine nicht schwer, für die andere kostet es große Anstrengung. Tieftauchen macht mancher keine Sorgen, doch eine andere bekommt die Augen unter Wasser nicht auf. Retten will gelernt sein, damit das „arme Opfer" nicht noch beim „Retten" ertrinkt. Wenigstens müssen wir noch oft üben, denn bisher spielt keine von uns gern „Verunglückte". Aber was ist das alles gegen den Willen, dieses selbstgesteckte Ziel zu erreichen. Wir werden es schaffen, jede einzelne von uns, das wissen wir.

Leibeserziehung ist eins unserer wichtigsten Arbeitsgebiete. Schwimmen und Springen wird im Sommer und im Winter geübt. Ist es da ein Wunder, daß wir jede freie Minute zum Üben benützen? — So eine Übungsstunde läuft sehr lustig ab. Zunächst gibt es zwei große Gruppen: Optimisten und Pessimisten. Fangen wir bei den Pessimisten an; Käte zeigt einen Abfaller rückwärts. „Fabelhaft! Bloß — das kriege ich nie raus!" — Also Leni fängt an: der Weg bis zur Spitze des Sprungbrettes wird mit Grazie und Sicherheit zurückgelegt, doch dann — das Umdrehen geschieht mit dem üblichen Wackeln. Jetzt heißt es, sich auf die Fußspitzen, knapp an der Kante, stellen. Ja, und da findet man das Gleichgewicht nicht und fliegt irgendwie, nur nicht im Abfaller, ins Wasser. Schallendes Gelächter schlägt mit dem Wasser über Leni zusammen. — Liesel ist Optimist. Alles geht gut, sie steht schon richtig fest und hebt die Arme, um nun wundervoll, sich nach hinten fallen lassend, Käte in den Schatten zu stellen; doch — mit des Geschickes Mächten — leider kommt doch das „Wackeln" und das Weitere: siehe Leni.

Bei einem einfachen Hocksprung kann auch so allerlei zum Lachen kommen. Da zählt eine tapfer, eins, zwei, drei, Absprung, anhocken. Peng! Sie vergaß nun aber die Beine wieder zu strecken und landete „wie'n Schaukelpferd" im Wasser. Aber wenn Liesel auch vom Kopfsprung sonderbare Muster blauer Flecke auf den Beinen hat oder wenn uns der Kopf brummt, wir sind doch schon weiter gekommen und werden bald Springerinnen sein, auf die man stolz sein darf. Mittwoch geht es wieder zum Schwimmen.

Frühsport mit Hindernissen

„Wo ist denn nun schon wieder mein Turnschuh?" Ich mache mich daran, noch einmal auf dem Boden herumzurutschen, suche überall, sogar unterm Bett. Kein Turnschuh ist zu finden! Da — ein Pfiff! Mit einem Turnschuh und einem Strumpf schiebe ich mich ins Glied. Neben mir steht Ella und kann es nicht lassen, lachend auf meine „einseitige" Fußbekleidung zu gucken. — Nun wird auch noch Helge aufmerksam. „Ursel, was hast du denn da an deinen Füßen?" „Ja, als gepfiffen wurde, war ich noch nicht fertig." — „Zieh den andern Schuh an und melde dich sofort zurück!" — Ich liege wieder auf dem Bauch, suche und suche und finde nichts. Klettere auf den Schemel und suche in den Betten. Vielleicht hat diese Pummel, eingedenk des nassen Waschlappens, auf Rache gesonnen. Na warte! — Ich stehe wieder im Glied, ohne Turnschuh. „Er ist nicht zu finden." — „Hast du ihn denn auch nach der Lagerordnung an Ort und Stelle gehabt?" — „Ja, ganz bestimmt — das heißt, ich glaube . . ." — „Hier ist er! Heute früh lag er im Waschraum. Paß nächstens auf deine Sachen auf!" Natürlich, da hatte ich heute früh beim Anziehen gebummelt und nachher vor lauter Eile vergessen, nach meinen Sachen zu sehen.

„Rechts um — im Laufschritt!" Durch den Wald, der hinter der Herberge liegt, laufen wir zum Sportplatz. Wir lockern unseren Körper durch Schwingen, Kreisen, Beugen und Hüpfen.

Wir machen Bockspringen und Rollen zu zweien. Inge hat ihr Seil, eine Wäscheleine, die ihren Dienst getan hat, mit zum Sportplatz genommen. Hilde und Gerti müssen das Seil halten, und wir springen hintereinander darüber. — Dann laufen wir nacheinander durch den Seilbogen. Wir wechseln mit einem Zwischensprung, linkes Bein, rechtes Bein, vorwärts und rückwärts, zu zweien und mehreren. Als Abschluß steigt noch ein Neckspiel. Erika hält das Seil an einem Ende, und am anderen Ende baumeln ein Paar Turnschuhe zum Beschweren. Sie schwingt das Seil nun in einem halben Meter Höhe über dem Boden im Kreis herum, und wir stehen neben Erika und springen dauernd über das Seil, damit es uns nicht an die Beine schlägt. Wer das Seil berührt, muß in die Mitte. — Ja, da muß man schon flink sein!

Die Weitzer-Eltern

Überall wird im Fähnlein behauptet, daß die Weitzer-Eltern ganz besonders knorke sind. Und die Pimpfe wissen für diese Behauptung eine ganze Anzahl Beweise. Einmal: wenn einer der beiden Weitzer-Pimpfe sich 'ne Hose oder ein Hemd zerreißt, dann gibt das zu Haus keineswegs einen großen Krach. „Wenn du dir deine Sachen kaputt machst, mußte eben in geflickten rumlaufen", sagt Mutter Weitzer nur und flickt die Geschichte. Und Vater Weitzer meint: „Ich hab mir früher meine Hose auch an Lattenzäunen aufgespießt." Oder: als Weitzers Karl in der Schule beim Fußballspiel neulich die Scheibe eingeschossen hat, da gab es von Vatern nicht einmal Ohrfeigen. „Abstottern vom Taschengeld", lautete das Urteil. Im Grunde wäre eigentlich eine Ohrfeige leichter zu verschmerzen gewesen. Aber so fühlt man sich doch selbständiger, gewissermaßen mehr anerkannt.

Nur über eins hat Vater Weitzer vor kurzem geschimpft: darüber, daß sein Jochen das Leistungsabzeichen nicht gleich beim erstenmal gepackt hat. „Ein Pimpf ohne Leistungsabzeichen ist kein Pimpf. Und ich will ganze Pimpfe haben. Nimm dir ein Beispiel am Karl!"

Schwer trainieren mußte der Jochen seitdem. Doch eigentlich hat es ihm selbst Spaß gemacht, daß sich „sein Alter" so um jeden Zentimeter Fortschritt gekümmert hat. Bei jedem größeren Erfolg hat der Vater sich mit gefreut, als hätte er in der Lotterie gewonnen. Da war's denn am Ende gar nicht mehr allzu schwer, die Bedingungen zu erfüllen. Nachdem der Papa persönlich das Training geleitet hatte!

Wenn mal irgendwo über Pimpfe gemeckert wird, dann zuckt Frau Weitzer nur mit der Achsel: „Ein wenig schief geht ja überall mal etwas. Und was sich die Leute schon erzählen, das ist zumeist nicht alles goldene Wahrheit ..."

Braucht der Jungzugführer einen Rat oder eine Hilfe, bei Vater Weitzer findet er das immer. „Na, wo fehlt's denn wieder? Hat sich wieder so ein schrulliger Onkel beschwert? Oder habt ihr was verbrochen und wißt euch nicht zu helfen? Was? Bei der nächsten Fahrt können drei Jungen kaum mitkommen wegen der Kosten? Ich muß zwar für den Jochen und den Karl schon bezahlen, aber die drei Mark, die kann ich dir noch extra zugeben. Und dann will ich mal bei uns im Geschäft sehen, da sind so ein paar „Finanzmänner" ..."

Wirklich, auf die Weitzer-Eltern ist das ganze Fähnlein stolz. — Und wenn jemand den Vater Weitzer nach seinen Kindern fragt, dann sagt er nur: „Meine Söhne, das sind Pimpfe ...!"

„Du bist einer von uns"

Vor mir liegt meine Ahnentafel. Mit der Tuschfeder habe ich Namen und Daten sauber eingetragen. Sie hat schon manche Arbeitsstunde gekostet, aber ich freue mich immer, wenn ich sie weiter vervollständigen kann.

Jetzt fällt mir wieder eine Lücke auf, die unbedingt ausgefüllt werden muß. Ein Blick auf das nächste Glied zeigt mir, daß in Heringen an der Helme bestimmt Anhaltspunkte zu finden sind.

Der Entschluß steht fest: die freie Zeit muß ausgenutzt werden. Das Fahrrad wird startfähig gemacht, der Tornister gepackt, und schon geht's in flotter Fahrt los. Ein Kamerad ist gern mitgefahren; wir zwei wollen bei dieser Gelegenheit auch noch andere Orte aufsuchen.

Nach einem schönen Morgen hat sich der Himmel überzogen, sanft rieselt der Regen nieder. „Ach! wenn doch nur einer käme, der uns mitnähme!" Kaum gedacht, rattert auch schon hinter uns ein Lastauto mit Anhänger. Das wäre so etwas! Aber er braust vorbei und spritzt uns leicht von unten her naß. Wir stoßen einige Artigkeiten zwischen den Zähnen hervor. Schade! — Der Heimatort des „Lasters" lag an der Strecke. — Doch merkwürdig, jetzt verlangsamt er die Geschwindigkeit und hält schließlich. Zwei Männer steigen aus und beäugen die Mammutreifen. Das dauert eine geraume Zeit, in der wir uns prustend „herangetrampelt" haben.

Das ist ja riesig interessant, rufe ich und schwinge mich runter von der Drahtkommode. Mein Freund steht mit dabei und staunt. Dann loben wir die „klotzigen" und „prima" Profile der Reifen. „Wohl aus synthetischem Gummi, was?" — Kurz, wir benehmen uns sehr fachmännisch. Nun stellt sich, nachdem der Fahrer seine Zigarette aufgeraucht hat, heraus, daß an dem Reifen eigentlich gar nichts war, und die genaue Untersuchung lediglich auf das Konto des hohen Verantwortungsgefühls zu buchen ist.

Man schickt sich an, weiterzufahren. Da machen wir natürlich sehnsüchtige Augen in die unerreichbare Ferne. Einer von den beiden trägt das SA.-Zivilabzeichen, der versteht unsere Blicke. „Wo wollt ihr denn hin?" — „Nach Heringen." — „Das klappt ja, da könnt ihr ein anständiges Stück bei uns mitfahren. Los, rauf auf den Karren mit den Rädern, Platz ist noch genug!" Schon sitzen wir hinter Glas und rattern, während der Regen in Strömen niedergeht, trocken unserem Ziel zu. Abends helfen wir eifrig mit ausladen, bevor wir die Jugendherberge aufsuchen....

Heute ist strahlendes Wetter. Wir haben unsere Mäntel ausgezogen. Schon sehen wir Heringen vor uns; in der Ferne grüßt der Kyffhäuser, und nordostwärts ziehen sich die Berge des Harzes entlang. In Heringen ziehe ich meine Ahnentafel heraus und sehe mir die Namen an. Ein alter Bauer, der vor seiner Tür sitzt und sein Pfeifchen schmaucht, gibt uns Bescheid. Bald stehen wir vor einem von der Arbeit gebeugten Bauern, der uns freudig die Hand reicht und mich prüfend betrachtet: „Jawohl, du bist einer von uns."

Dann führt er uns durch das Städtchen und macht uns mit den anderen Verwandten bekannt. An Hand der alten Chroniken von Heringen und der Familienbibel kann ich leicht meine Ahnentafel vervollständigen.

Schauergeschichte

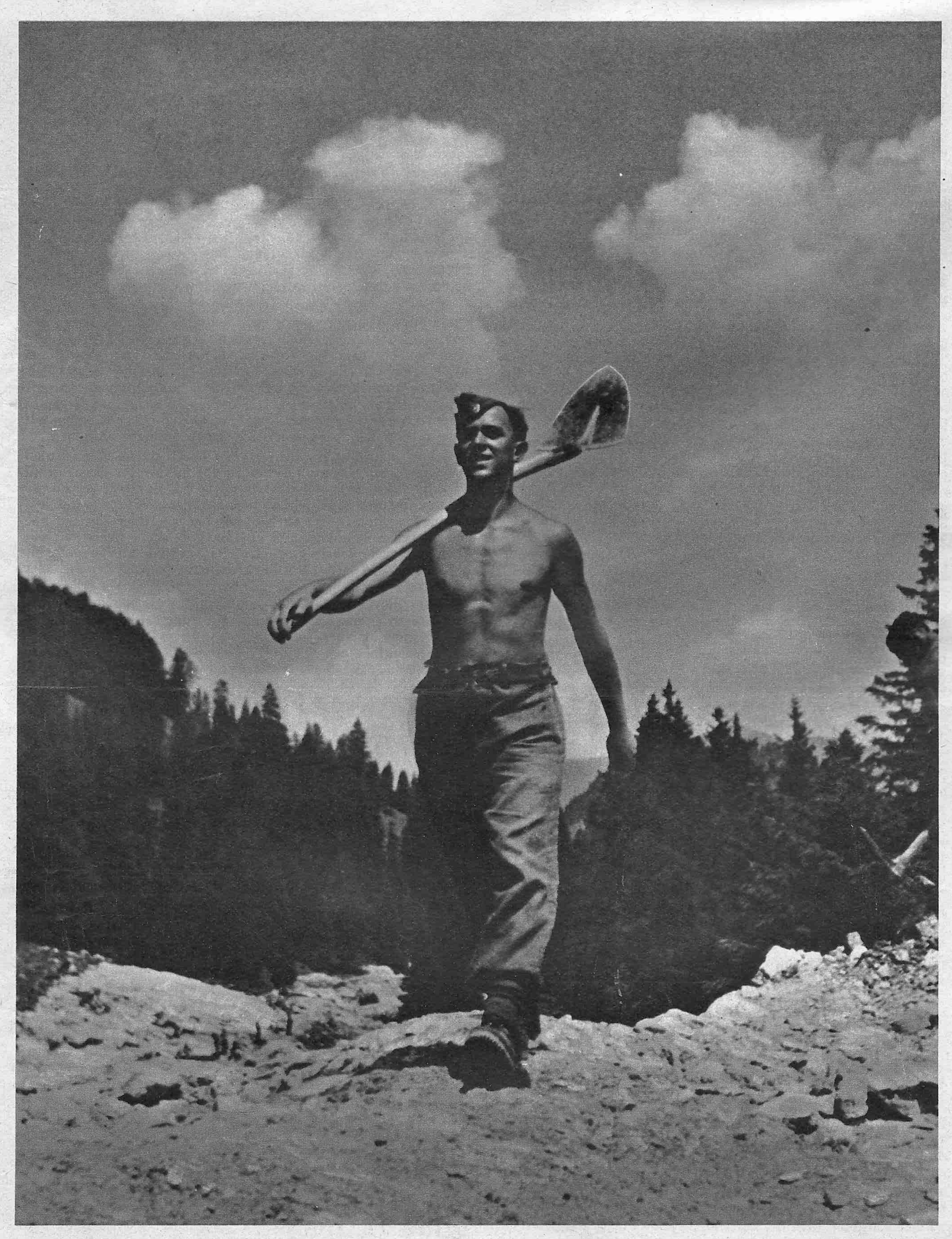
Mit Regen waren wir in den ersten Tagen des Lagers mehr als genug eingedeckt. Wenn eben noch strahlend die Sonne geschienen und dem Lager Farbe und Frische verliehen hatte, bot das Lager eine halbe Stunde später ein grau in grau gemaltes Bild. Dann flüchtete alles in die Zelte, und die Wachen hüllten sich in ihre Zeltbahnen, so daß es aussah, als ob seltsame Gnomen an den Toren Wache hielten.

In den Zelten aber kam keine Langeweile auf. Schulung, Singen und lustige Zeltstunden ließen keinem Gelegenheit, tiefsinnige Betrachtungen anzustellen. Mit einem Lied wurde begonnen. Dann las der Zeltführer aus der Heimabendmappe vor und erzählte wohl auch eine „selbsterlebte Geschichte".

So hörte ich einmal die Geschichte jener grausigen Nacht, als der Zeltführer auf einsamer Fahrt in einer unheimlichen Gegend von einer noch unheimlicheren Alten in ihr wurmstichiges Haus aufgenommen wurde. Wie er dann in der Nacht die Sense schleifen hörte, mit der die Alte dann dreimal zu ihm kam, und da er noch wach war, immer wieder wegging. Beim viertenmal stellte er sich schlafend. „Da hob die Alte die gewetzte, im bleichen Mondschein blinkende Sense, und ..." und, mit aufgerissenen Augen, weit vorgebeugt, sitzen die Pimpfe da. „Ja, und das Loch habe ich heute noch", fuhr der Zeltführer fort. „Jetzt ist es natürlich schon vernarbt. Man läßt sich so was natürlich gleich operieren, nicht wahr?" Jetzt hat sich der Bann gelöst. Die gespannten Gesichter der Pimpfe verziehen sich ob dieses prosaischen Schlusses zu einem stillen Grinsen. Und doch fragt einer noch ziemlich befangen: „Och, das ist ja alles Quatsch, nicht wahr, Gerhard?"

Was ist los?

Wir stellten euch vor kurzer Zeit die Frage und erhielten rund 200 000 Zuschriften. Wir danken euch dafür und werden zu Weihnachten unser kleines Buch „Hau-ruck!" an alle die versenden, die unsere große Umfrage beantwortet haben.



Aufnahme: Dr. Weskamp

Jetzt geht's heim ins Arbeitslager

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 75 64 56. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.